

DämonenKiller

Gruselroman

Earl Warren

Die Schweine- menschen von Rio



Nr. 42

DM 1,20

Österreich S. 9,-
Schweiz Fr. 1,50

Samen-Liter. 300
Kundenbuch PP 3,40
Regulär ab Nr. 22
Kundenbuch ab 1,20
Kundenbuch 28

Aus dem Leben eines Exorzisten

042

Die Schweinemenschen von Rio

von Earl Warren

Die Hauptpersonen des Romans:

Dorian Hunter - Der Dämonenkiller erleidet eine schwere Schlappe.

Jeff Parker - Hunters millionenschwerer Freund deckt seine Verbindungen zu den okkultistischen Freimaurern auf.

Machu Picchu - Die Inka-Prinzessin bestaunt die technischen Wunder des 20. Jahrhunderts.

Sacheen - Ein Indianerhalbblut, Jeffs Freundin.

Viviana - Die Macumba-Hexe.

In ein Opfernnetz verschnürt, die Hände auf dem Rücken zusammengeagelt, versank der Körper der Inka-Prinzessin in den Fluten. Zum Orinoco trieb sie, den Fluß hinunter. Sie war nicht tot, wenn sie auch den Silbernagel nicht spürte, der ihre Hände zusammenhielt, und nichts von ihrer Umgebung wahrnahm, von den Schrecken und Gefahren des Flusses. Die Stromschnellen, Piranhas und Kaimane konnten ihr nichts anhaben. In einer magischen Sphäre glitt Machu Picchu dahin, trieb hinaus ins offene Meer. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen, denn sie träumte von einem Glück an der Seite Dorian Hunters, des Mannes, der als der Dämonenkiller bekannt war. Die Küste entlang trieb Machu Picchu gen Süden, mit dem

Brasilstrom ums sturmtoste Kap Hoorn, in den Pazifik und in die schöne Südsee. Sie schlief und träumte vom Leben und vom Glück.

Denn der Traum war Leben, das Leben ein Traum.

Vicente Neiva stöhnte schmerzvoll auf. Sein Spiegelbild verschwamm vor seinen Augen. Das Brummen des elektrischen Rasierapparats erschien ihm plötzlich wie ein Dröhnen, in das sich höhnisch lästernde Stimmen mischten.

„Rosenkreuzer! Okkultistischer Freimaurer! Erkenne die Macht der Macumba und beuge dich! Auf die Knie, Vicente Neiva! Neiva, du reiches Schwein! Schwein, Schwein, *SCHWEIN!* Bald kommt die Macumba dich holen, Neiva-Schwein!“

Mit einem Aufschrei drosch der schlanke, grauhaarige Mann die Faust in den Badezimmerspiegel, daß er klirrend zerbarst. Kalter Schweiß bedeckte seinen Körper. Er zitterte. Da war es wieder, dieses Gefühl des Unbehagens und der Übelkeit, schlimmer als je zuvor.

Etwas ging mit ihm vor, etwas Unheimliches, Schreckliches, das spürte Vicente Neiva mit allen Fasern seines Körpers. Die unheimlichen Stimmen waren verhallt, doch die Angst blieb. _

Vicente Neiva wußte, daß er zu seinem Nachfolger mußte. Ihm mußte er das Geheimnis der Loge der okkultistischen Freimaurer von Rio de Janeiro anvertrauen in der Zeit, die ihm noch blieb.

Schon hörte er die unheimlichen Stimmen wieder.

„Beeil dich, Schwein! Lauf, damit du noch zurechtkommst, Schwein Vicente Neiva!“

Er wankte aus dem Badezimmer. Den ganzen Tag hatte er im Bett gelegen, er, der sonst so aktive und vitale Mann; er war unfähig, etwas zu unternehmen oder sich um seine Geschäfte

zu kümmern. Seine dreißig Jahre jüngere Frau Luisa schaute ihm besorgt entgegen.

„Vicente, was ist mit dir? Wie siehst du aus? Deine Augen sind ganz blutunterlaufen, dein Gesicht verzerrt. Was quält dich, Lieber?“

„SCHWEIN!“

Die Stimme war wie ein Fanfarenstoß. Neiva erzitterte.

Mit flackerndem Blick wandte er sich an seine Frau. „Hast du das gehört?“

„Was?“

„Jemand hat mich beschimpft, mich ein Schwein genannt.“

Unsicher schaute sie ihn an. „Wir sind allein in der Wohnung, und mir käme nie in den Sinn, etwas Derartiges zu dir zu sagen. Soll ich Dr. Tomas anrufen?“

„Dr. Tomas, Dr. Tomas, Dr. Tomas! Wie kann mir dieser alte Quacksalber, dem die Haare aus der Nase wachsen, helfen?“ Vicente Neiva erkannte seine Stimme kaum wieder; rauh und heiser klang sie; ganz anders als sonst. „Ich - ich muß weg. Wo ist Rodolfo - dieser faule Taugenichts von Fahrer?“

„Ich habe ihn weggeschickt. Du selber hast gesagt, du hättest heute keine Verwendung mehr für ihn. Er wird sich in der Firma nützlich machen.“

Mit zitternder Hand griff Vicente Neiva zum Telefon. Das Grauen schnürte ihm fast die Kehle zu. Er spürte, daß etwas auf ihn zukam, ein entsetzliches Schicksal.

Vicente Neiva und seine junge Frau befanden sich in der Penthousewohnung des Neiva gehörenden Hochhauses an der Ecke Avenida Atlantica - Rua Hilario de Gouveia. Durch die großen Panoramafenster flutete Licht herein. Man hatte einen herrlichen Ausblick auf den Strand von Copacabana mit seinen Hotelpalästen und auf den Atlantik.

Aber Vicente Neiva hatte jetzt keinen Sinn für die Schönheit

dieses Bildes. Er telefonierte nach seinem Fahrer und sagte ihm, er sollte den Buick Riviera aus der Tiefgarage holen.

Luisa redete auf Neiva ein, aber er hörte nur ihre Stimme, verstand sie nicht. Er raffte im Schlafzimmer seine Kleidungsstücke zusammen, legte den Hausmantel ab und zog sich an.

Der Fahrer klingelte draußen. Er erkannte seinen Chef kaum wieder. Neivas Gesicht war eigenartig verzerrt und verformt.

„Wir fahren - zu Joao Pinzon nach Jacarecagua“, stieß Neiva hervor.

Jedes Wort fiel ihm schwer. Er folgte dem Fahrer zum Fahrstuhl, ohne auf die Vorhaltungen seiner Frau zu hören. Er mußte zu Pinzon. Der Gedanke hatte sich in sein Gehirn eingebrannt.

Der Lift glitt nach unten und hielt im Erdgeschoß. Als sie durch die Halle eilten, wurde Vicente Neiva respektvoll begrüßt, denn er war ein Mann von Ansehen und Bedeutung in Rio. Ihm gehörten mehrere Apartmenthäuser, zwei Hotels, eine gutgehende Maklerfirma und nicht zuletzt das fünfundzwanzigstöckige Bürohaus, das er gerade verließ. Im 19. und 20. Stock war seine Firma untergebracht.

Auf dem Parkstreifen der sechsspurigen Avenida Atlantica wartete der chromblitzende Buick. Es herrschte das übliche Nachmittagsgewimmel. Neiva stieg ein. Der Fahrer schloß den Wagenschlag, setzte sich hinters Lenkrad und fuhr los.

Schweißtropfen glänzten auf Neivas Stirn, als er sich im Sitz zurücksinken ließ. Er schloß die Augen. Es war ihm, als lachte ihn jemand höhnisch aus, als hörte er fernen, dumpfen Trommelklang und dazwischen immer wieder ein Wort: *Macumba*.

Neiva war der Großmeister der okkultistischen Freimaurer in Rio, ein Mann von dreiundfünfzig Jahren, bis vor wenigen Tagen noch selbstsicher, erfolgsgewohnt und davon überzeugt,

daß er mit allem fertig werden könnte, was auf ihn zukam. Jetzt hatte er ganz erbärmliche Angst.

Begonnen hatte alles damit, daß sich die Loge der okkultistischen Freimaurer gegen die Macumba gewandt hatte, jene Geheimsekte, die in der letzten Zeit immer mehr unheilvollen Einfluß gewann. Auf der letzten Sitzung, die ein paar Tage zurücklag, hatten Neiva und die ganze Loge die Kampfansage der Macumba erhalten: Einen geköpften Hahn mit zusammengebundenen, gekreuzten Beinen. Es war eine tödliche Drohung. Kampf bis aufs Messer und Vernichtung verhiieß sie.

Neiva hatte gelacht, die Bedenken der Logenbrüder zerstreut. Zur Loge gehörten einflußreiche und angesehene Männer. Sie hatten überallhin Verbindungen. Was wollten ihnen diese ungewaschenen, barfüßigen Halsabschneider aus den Armenvierteln mit ihrem Mummenschanz?

Inzwischen dachte Neiva anders. Die grausige Gewißheit keimte in ihm auf, daß sich die Macumba-Anhänger Schwarzer Magie bedienten.

Der Fahrer sagte etwas zu ihm. Neiva sah auf. Ein Verkehrsstau in der Rua Real Grandeza. Das hatte ihm gerade noch gefehlt! Elend, wie er sich fühlte, war ihm jede Minute zuviel, die er unterwegs sein mußte.

Zum erstenmal bedauerte er es, daß Pinzon so weit außerhalb wohnte, daß Jacarecagua so umständlich zu erreichen war. Fast durch die ganze Vier-Millionen-Stadt mußte man. Neiva schien es schon Ewigkeiten zu dauern, bis sie endlich das Elendsviertel Grajau erreichten. Zerlumppte Kinder spielten auf der Straße. Der Fahrer hupte, und mißmutig wichen sie aus. Ein Straßenjunge warf einen Dreckbatzen gegen den Luxuswagen. Der Fahrer wollte halten und aussteigen, aber Neiva bedeutete ihm keuchend weiterzufahren.

Auf der ausgebauten Estrada Jacarecagua kamen sie

schneller vorwärts.

Vicente Neiva spürte plötzlich einen brennenden Durst. Er wollte seinem Fahrer sagen, er solle bei dem kleinen Gasthof neben der Straße anhalten, aber nur ein tierisches Grunzen kam über seine Lippen. Er konnte kein verständliches Wort mehr hervorbringen. Das Gelächter, das er fortwährend vernahm, schwoll zu einem gellenden Crescendo an.

Neiva grunzte wieder. Der Fahrer wandte den Kopf herum. Er stieß einen entsetzten Schrei aus, fuhr rechts heran und wandte sich mit angstverzerrem Gesicht Vicente Neiva zu.

„Senor Neiva, um der Heiligen Jungfrau willen, was ist mit Ihnen?“

Neiva spürte das Reißen und Ziehen im Gesicht. Sein Kopf schmerzte, als die Knochen sich verformten. Er stöhnte auf, wollte den Fahrer an den Schultern packen, ihn um Hilfe anflehen, konnte aber nur das tierische Grunzen hervorbringen.

Der Fahrer riß die Wagentür auf und floh schreiend.

Vicente Neiva krümmte sich auf dem Rücksitz. Er wußte nicht, wie lange seine Qualen andauerten. Es war so schlimm, daß er sich wünschte, zu sterben, nur um endlich erlöst zu sein.

Als er sich endlich aufsetzen konnte, war es schon dunkel. Viele Wagen waren vorbeigefahren, doch wer hätte sich schon um den ordentlich am Straßenrand stehenden Buick kümmern sollen?

Neiva warf einen Blick in den Rückspiegel. Er erkannte undeutlich eine Fratze, aber es war, als befände sich eine Schicht über dem Spiegel oder seinen Augen, die ihn daran hinderte, die genauen Konturen wahrzunehmen.

Es fiel ihm wieder ein, daß er zu Joao Pinzon wollte, seinem Nachfolger in der Freimaurerloge. Er stieg aus, setzte sich vorn hinters Lenkrad und fuhr los zu dem abgelegenen Stadtteil. Noch einmal wurde ihm übel, bekam er scheußliche

Schmerzen. Er wollte schreien, doch nicht einmal das konnte er. Er hörte jemanden grotesk und erstickt grunzen, hörte ein leises Quieken und Fiepen und erkannte erst nach einiger Zeit, daß er selbst es war, der diese Töne hervorbrachte.

Mein Gott, dachte er, was geht mit mir vor?

Die Stimmen in seinem Kopf waren jetzt verklungen. Er sah auf die Uhr am Armaturenbrett. Es ging schon auf Mitternacht zu. Endlich erreichte er die Rua Retiro dos Artistas und das stattliche Haus Joao Pinzons. Als er ausstieg, sah er, daß das Haus im Dunkeln lag. Im großen Garten hatte sich eine Menschenmenge versammelt. Ein Feuer brannte, Trommelklang war zu hören. Auf der Straße war niemand zu sehen. Die Bewohner der großen Villenhäuser mit den prunkvollen weißen Fassaden verkrochen sich.

Vicente Neiva schlich sich an die Menschenmenge heran. Es waren Macumba-Anhänger, Männer und Frauen, Farbige und Weiße, Reiche und Arme. Einige waren halbnackt und hatten die Oberkörper mit weißen Streifen bemalt, andere trugen modische Kleidung. Allen gemeinsam war der verzückte, entrückte Gesichtsausdruck. Sie klatschten in die Hände und wiegten sich zu den Rhythmen hin und her.

Am hochlodernden Feuer stand eine bizarre Gestalt, grotesk und unheimlich anzusehen. Der Mann - ein hochgewachsener Neger - trug einen zerlumpten dunklen Anzug und hatte einen zerschlissenen Zylinderhut auf dem Kopf. Auf seiner linken Schulter saß ein weißer Papagei. Er stützte sich auf einen Stab mit einem faustgroßen, weißen Totenkopf am oberen Ende. Um den Hals trug er eine Kette mit Tierzähnen, Federn und magischen Symbolen, die Neiva nicht genau erkennen konnte. Es war ein Priester der Macumba, die viele ihrer Riten und Gebräuche beim Voodoo-Kult entlehnt hatten. Obwohl er wie eine Vogelscheuche gekleidet war, strahlte der Macumba-Priester eine böse, unheimliche Aura aus, die Neiva körperlich spüren konnte. Die Stimmen der Macumba-Anhänger wurden

nun lauter. Begeisterte Schreie waren zu hören. Einige Macumba mußten ins Haus eingedrungen sein, denn sie schleppten jetzt einen Mann heran. Inmitten der Menschenmenge vor dem Feuer wurde er losgelassen. Er lief um sein Leben, aber es umgab ihn ein Wall von Menschenleibern. Er wurde zurückgestoßen, mit Tierblut und stinkenden Flüssigkeiten bespritzt, gekniffen, an den Haaren gezerrt und geschlagen. Die Macumba bespuckten ihn, brüllten ihm mit zu Fratzen verzerrten Gesichtern ihren Haß ins Gesicht.

Es war ein Höllenspektakel. Dem Unglücklichen wurden Tierkadaver, krähende Hähne und magische Symbole entgegengehalten. Der Mob spielte mit ihm, ohne ihm vorerst ernsthaft weh zu tun.

In seiner Verzweiflung rannte er auf den Macumba-Priester los, doch der hielt ihm seinen Totenkopfstock entgegen. Der gehetzte Mann taumelte zurück, als der Totenkopf den Rachen aufriß und ihm heiße Asche ins Gesicht blies.

Neiva hatte den Mann noch nicht richtig gesehen. Immer versperrte ihm die Menge den Blick. Er war aber überzeugt, daß es Joao Pinzon war, sein Nachfolger.

Neiva fiel auf, daß er keinen Schrei des Gehetzten über den allgemeinen Lärm, das Rasseln, Pfeifen und Trommeln hinweg hörte. Er duckte sich in die Schatten eines hohen Busches.

Dann wurde es im Garten von Joao Pinzons Villa ruhig, bedrohlich ruhig. Die Menschenmenge wich auseinander. Vor dem flackernden Feuer stand der Mann. Im Hintergrund wurde etwas herbeigeschleppt. Vicente Neiva wollte sehen, was es war. Er stieg auf die Mauerbrüstung, in die die Stangen des Zaunes eingelassen waren. Jetzt konnte er über die Köpfe der Menge blicken.

Der Kleidung und der Gestalt nach schien ihm der Mann am Feuer unzweifelhaft Joao Pinzon zu sein. Einige Schritte von

ihm entfernt stand der Macumba-Priester und murmelte unverständliche Worte. Die Macumba-Anhänger hatten einen bösen, lüsternen Ausdruck, als erwarteten sie gleich ein Schauspiel, das ihre Gelüste vollauf befriedigen würde. Ein großer Kasten wurde von vier Macumba herangeschleppt. Sie öffneten ihn vorn. Eine zehn Meter lange Boa constrictor glitt heraus. Sie wollte vor dem Feuerschein und der Menge fliehen, aber der Macumba-Priester rief ein paar beschwörende Worte. Die Boa richtete sich auf. Der fußballgroße Kopf pendelte hin und her. Ein so großes Exemplar einer Boa constrictor hatte Vicente Neiva noch nie gesehen.

Der Mann, den er für Joao Pinzon hielt, wollte fliehen. Jetzt erst wandte er Vicente Neiva das Gesicht zu. Es war gut, daß Neiva nicht mehr schreien konnte, sonst hätte er sich jetzt unweigerlich verraten.

Der Mann in Pinzons Kleidern und mit seiner Figur hatte das Gesicht eines Schweines. In der Schweineschnauze wurden spitze Zähne sichtbar, kleine Äuglein starrten voller Panik um sich und spitze Ohrlappen fielen an der Seite des Gesichts herunter.

Der Schweinemann konnte nicht entkommen. Ein angstvolles Quieken kam aus seiner Schnauze. Hinter ihm glitt die Schlange heran. Er drehte sich um. Die Boa constrictor richtete sich vor ihm auf, und der Blick ihrer starren Augen bannte ihn. Die Boa umschlang den Schweinemann. In der Stille, die nur vom Prasseln des Feuers und einerfernen Dreiklang-Autohupe unterbrochen wurde, hörte Neiva die Knochen krachen. Ein letztes Quieken, ein Grunzen und Schnaufen, dann war der Schweinemann tot.

Die Macumba begannen wieder mit ihrem Spektakel; sie hüpfen und tanzten um das Feuer. Der Macumba-Priester rief schaurige Gottheiten an.

Vicente Neiva bebte und zitterte. Wie von einer unsichtbaren

Macht getrieben, glitt seine eine Hand tastend über sein Gesicht, vor dem sein Fahrer so erschrocken war. Neiva spürte eine Schnauze, Nüstern und kleine Äuglein in einem fetten Schwartengesicht.

Er quiekte wie ein Schwein. Einige Macumba wurden aufmerksam und wandten sich ihm zu. Neiva hatte gesehen, was ihm blühte. Von Grauen erfüllt rannte er in die Nacht.

Wir flogen mit einer DC 8 der Cruzeiro do Sul, der größten brasilianischen Fluglinie, von Manaus um Amazonas nach Rio de Janeiro. Mein Freund Jeff Parker hatte mich dazu überredet. Er meinte, ich müßte in Rio unbedingt einen sehr wichtigen Mann kennenlernen. Jeff tat mächtig geheimnisvoll. Ich wußte nur, daß dieser Mann Vicente Neiva hieß. Was für eine Stellung er bekleidete und welche Bewandtnis es mit ihm hatte, damit rückte Jeff Parker nicht heraus.

Machu Picchu, die Inka-Prinzessin, hatte anfangs nicht ins Flugzeug einsteigen wollen. Aber dann staunte sie sehr darüber, wie die Welt von oben aussah. Erst lag die grüne Fläche des Amazonas-Regenwaldes, die von einigen silbernen Flußbändern durchzogen wurde unter ihnen, dann das bewaldete brasilianische Bergland mit den herausragenden Massiven. Immer wieder wußte sie mich auf etwas aufmerksam zu machen, und sie hielt meine Hand so fest, als wäre sie ihr letzter Rettungsanker in einer ihr unbekannten Welt. In gewissem Sinn war sie das auch, denn solche Bande wie mit mir verknüpften Machu Picchu mit keinem anderen Menschen auf dieser Erde.

Die Inka-Prinzessin war um 1510 geboren. Sie hatte Atahualpa gekannt und dem Konquistador Fancisco Pizarro Auge in Auge gegenübergestanden; und sie hatte mich als Georg Rudolf Speyer gekannt. Das Leben hatte uns im 20. Jahrhundert wieder zusammengeführt. Mich, Dorian Hunter,

den Dämonenkiller, der inzwischen seine Unsterblichkeit verloren hatte, und die schöne Inka-Prinzessin Machu Picchu, die im Dschungel über vier Jahrhunderte lang geschlafen und geträumt hatte.

Ich wußte, daß an meiner Seite die Traumgestalt Machu Picchus saß, der Fleisch gewordene Traum der im Orinocofluß oder auch schon im Ozean treibenden echten Inka-Prinzessin.

Ich hatte ein tiefes Gefühl der Zuneigung zu Machu Picchu und wollte ihr ein angenehmes Leben verschaffen - während der Zeit, die ihr Traum und damit ihr Leben dauerte.

Jeff Parker hatte sich nicht unterkriegen lassen, weil sich seine Expedition zur sagenhaften Inkastadt El Dorado letzten Endes als Fehlanzeige erwiesen hatte. Während die überlebenden Mitglieder seiner Playboy- und Wissenschaftlerclique längst wieder in die Zivilisation zurückgekehrt waren, strebte Jeff schon wieder neuen Taten und Abenteuern entgegen. Sacheen, seine neunzehnjährige Freundin, ein bildhübsches Indianerblut, saß an seiner Seite.

Nach dreieinhalbstündigem Flug sahen wir die Küste und Rio de Janeiro vor uns auftauchen. Die DC 8 ging tiefer und schwebte auf die Landebahn zu.

Ich drückte meine Zigarette aus und schnallte Machu Picchu und mich an.

Sie erschreckte, als die Stimme des Piloten aus dem Bordlautsprecher dröhnte.

„Meine Damen und Herren, in wenigen Minuten landen wir auf dem Flughafen Santos Dumont in Rio de Janeiro. Bitte schnallen Sie sich an und stellen Sie das Rauchen ein! Die Besatzung verabschiedet sich von Ihnen und wünscht Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in Rio.“

„Das Flugzeug spricht“, sagte Machu Picchu angstvoll.

Sie hatte die portugiesischen Worte nicht verstanden. Ich

übersetzte ihr, worum es ging.

„Das habe ich dir doch schon erklärt, Machu“, beruhigte ich sie. „Nicht das Flugzeug spricht, sondern der Pilot. Er bedient sich eines Lautsprechers.“

Sie nickte ernsthaft.

Ich hatte ihr auf dem Flughafen in Manaus erklärt, was ein Lautsprecher war. Machu Picchu brachte mich manchmal ins Schwitzen. All die technischen Errungenschaften, die wir Menschen des 20. Jahrhunderts als selbstverständlich hinnahmen und über die wir nicht nachdachten, waren ihr völlig neu. Ich mußte all meine technischen Kenntnisse zusammenkratzen und ihr erklären, wie ein Automotor oder ein Telefon funktionierte, weshalb die Glühbirne leuchtete, wenn man auf den Schalter drückte, und daß im Radio keine kleinen Männchen eingesperrt waren. Aber Machu Picchu bohrte und fragte immer weiter. Wenn ich ihr sagte, daß beim Rundfunk auf drahtlosem Weg durch modulierte elektromagnetische Wellen Ton- oder Bildsendungen von einem Sender gesendet und von einem Empfänger, dem Radio- oder Fernsehapparat, empfangen wurden, dann fragte sie sofort, was elektromagnetische Wellen wären.

Und aus jeder Erklärung ergaben sich tausend neue Fragen.

Jeff Parker und Sacheen bemühten sich, mir beizustehen. Ich glaube, Machu Picchu sah unsere ganze Welt als eine Traumwelt voller Wunder. In meine Liebe zu ihr mischte sich ein wenig Mitleid und das Gefühl, sie beschützen zu müssen.

Wir landeten auf dem Aeroporto Santos Dumont, der auf drei Seiten vom Atlantik umgeben war. Es war Nachmittag, fünfzehn Uhr fünfunddreißig. Machu Picchu war immer noch ganz hingerissen von der Luftansicht der Vier-Millionen-Stadt Rio de Janeiro mit ihren Hochhäusern, modernen Stadtautobahnen und Geschäftsstraßen. Wir sahen den Zuckerhut, die Flamengo- und Botafogobucht, den alles

überragenden Corcovado mit seinen vom tropischen Wald überwucherten Flanken. Der zweiunddreißig Meter hohe Betonchristus mit seinen segnenden Statuenarmen auf dem Gipfel des Corcovado schien im Dunst zu schweben.

Ein Flughafenbus brachte uns zum Terminal. Die Zollkontrolle entfiel, da es sich um einen Inlandflug handelte. Im Flughafenrestaurant sollte Vicente Neiva auf uns warten. Das Gewimmel und hektische Treiben, die vielen Schalter, die Lautsprecherdurchsagen und die Anzeigentafeln irritierten Machu Picchu und ängstigten sie ein wenig.

Mit Manaus war dieser Flughafen von Rio nicht zu vergleichen. Die Sonne flutete durch die Glasfront herein. Machu Picchu staunte die Telefonzellen an.

„Was machen die Leute in den kleinen Häuschen?“ fragte sie.

„Sie telefonieren“, erklärte ich ihr. „Sie sprechen durch den schwarzen Kasten mit anderen Leuten, die weit weg sind. Was ein Telefon ist, habe ich dir in Manaus schon einmal erklärt.“

„Ja, aber ich habe es vergessen.“

Das war kein Wunder; zu viel Neues stürmte auf sie ein.

Es war heiß, ich wollte einen Drink und eine Dusche und hatte im Moment keine Lust, noch einmal beim alten Phillip Reis und Thomas Alva Edison anzufangen.

Im Flughafenrestaurant hielten wir Ausschau nach Neiva, den Jeff Parker telefonisch von unserem Kommen verständigt hatte. Er sollte eine rote Nelke im Knopfloch tragen und eine Nummer des US-Magazins *Newsweek* lesen.

Machu Picchu staunte die Espressomaschine an. Wir anderen hielten Ausschau.

Ich entdeckte den Mann mit Nelke und *Newsweek* in der Nähe des chromblitzenden Tresens. Wir traten zu ihm.

„Senor Neiva?“ fragte Jeff Parker höflich.

Unser Gegenüber schüttelte bedauernd den Kopf.

„Ich bedauere. Vicente Neiva ist verhindert. Mein Name ist Domingo Marcial. Er hat mich gebeten, ihn zu vertreten.“

Er sprach englisch, damit auch Jeff Parker und Sacheen ihn verstehen konnten.

„Ach“, sagte Jeff, „was ist denn mit Vicente Neiva?“

„Ich weiß es nicht. Er rief mich gestern an und sagte, ich sollte Sie hier abholen und mich um alles kümmern. Da er ein guter Freund von mir ist, wollte ich ihm den Gefallen gern tun.“

„Wann werden wir Vicente Neiva sehen?“

„Bedaure, auch das weiß ich nicht. Ich habe zwei Doppelzimmer im Hotel *Excelsior an* der Avenida Atlantica für Sie bestellt, mit Blick auf den Strand von Copacabana und den Ozean. Auf Kosten von Senor Neiva.“ Jeff Parkers Stirn umwölkte sich. „Weshalb soll ich ins Hotel? Ich habe bei Vicente Neiva eine Penthousewohnung in der Nähe der Copacabana gekauft. Das Geld ist ihm überwiesen worden. Was ist mit dieser Wohnung? Ist sie etwa noch nicht fertig?“

„Doch, die Wohnung ist fertig, aber sie ist im Augenblick - eh, für andere Zwecke bestimmt.“

„Für andere Zwecke bestimmt? Mein Penthouse? Das wollen wir doch einmal sehen. Ich will in mein Penthouse und in kein Hotel. Die Anschrift habe ich hier, und wenn Sie uns nicht hinbringen wollen oder können, Mr. Marcial, fahren wir eben mit dem Taxi.“

Domingo Marcial versuchte, Jeff Parker von seinem Vorhaben abzubringen, aber Jeff hatte auf stur geschaltet.

Jeff war nicht nur ein millionenschwerer Playboy, sondern auch ein gerissener Geschäftsmann. Er wollte wissen, was mit seinem teuren Penthouse los war.

„Ich werde Sie zum Penthouse bringen, wenn Sie darauf

bestehen“, gab Marcial schließlich nach.

„Gut“, sagte Jeff. „Aber vorher hätte ich gern unter vier Augen mit Ihnen über verschiedene Dinge gesprochen, Mr. Marcial.“

Sie gingen zu einem freien Ecktisch. Wir änderten und setzten uns, und ich bestellte dreimal Eiskaffee. Machu Picchu schlürfte das kalte Getränk mit Genuß. Ich sah zu dem Tisch hinüber, an dem Jeff Parker und Domingo Marcial miteinander redeten. Gute Neuigkeiten schienen es nicht zu sein, die Jeff hörte. Seine Miene wurde immer finsterer.

Ich sah mir Domingo Marcial genau an. Er war ein schwarzhaariger, mittelgroßer, schlanker Mann Mitte der Dreißig; er trug einen maßgeschneiderten, hellen Anzug und sah gepflegt und wohlhabend aus, ein gutsituierter Geschäftsmann, schätzte ich.

Jeff Parker und Marcial beendeten ihr Gespräch. Wir nahmen unser Handgepäck, in dem wir auch ein paar Pistolen und Revolver mitführten, und verließen das Flughafengebäude. Domingo Marcial fuhr einen chromblitzenden Chrysler Imperial. des letzten Baujahrs.

Er chauffierte selbst - im südamerikanischen Stil; das heißt, er fegte auf die Avenida Beira-Mar und fuhr die mehrspurig ausgebauten Prachtpromenaden am Strand entlang.

Auf der anderen Seite der Bucht sah ich den Zuckerhut. Zur Copacabana ging es durchs Hügelgebiet von Morro da Babilonia und Morro de Sao Joao. In den Hügeln wurde uns bewußt, daß Rio nicht nur eine wunderschöne Stadt war, in der das ganze Jahr die Sonne scheint, mit beeindruckenden modernen und schönen alten Häusern; hier lebten auch die Ärmsten der Armen in Wellblechhütten und Baracken. In Copacabana, Rios Renommierviertel mit den Hotelpalästen am Strand, den modernen Geschäftsbauten und breiten Straßen, sah es wieder ganz anders aus. Marcial brachte uns zu einem

neuerrichteten zwanzigstöckigen Hochhaus in der Barao de Ipanema. Die Straße stieg hier schon etwas an. Vom Penthouse aus mußte einem ganz Copacabana zu Füßen liegen.

Bevor wir ausstiegen, warf Jeff Parker mir noch einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Was machen die Macumba?“ fragte er Marcial.

„Sie werden immer dreister“, antwortete der. „Jede Nacht halten sie auf den Hügeln ihre geheimnisvollen Riten ab. Und nicht nur die Armen gehören zu ihnen. Es wird gemunkelt, daß die Macumba Anhänger in den höchsten Kreisen haben. Viele Morde werden ihnen zur Last gelegt.“

Mein Interesse wurde sofort geweckt. Hatte Jeff Parker mich deshalb nach Rio geholt? Schließlich war ich Dorian Hunter, der Dämonenkiller, und ich fürchtete mich nicht davor, auch den Macumba die Stirn zu bieten.

„Weiß man, wer der Führer dieses Kults ist?“ fragte ich.

„Eine Hexe“, antwortete Marcial. „Sie nennt sich Viviana und belegt alle ihre Gegner mit einem furchtbaren Fluch.“

Jeff Parker gab ihm ein Zeichen, nicht weiter zu reden. Er notierte sich noch die Telefonnummer, unter der er Marcial erreichen konnte, dann stiegen wir aus.

Marcial raste davon. Es sah aus, als hätte er es sehr eilig, von hier wegzukommen.

Von außen sah das Hochhaus tadellos aus, aber innen war es in einem sehr üblen Zustand. Zuerst fiel mir auf, daß sämtliche Geschäfte im Erdgeschoß geschlossen waren. In der Halle mit den vier Lifts und dem Treppenhaus schlichen ein unrasierter, triefäugiger Portier und zwei Pagen herum.

Der Portier starrte mißbilligend auf meinen über die Mundwinkel herabgezogenen Oberlippenbart. Die Pagen - junge Männer mit Neger und Indianerblut in den Adern - zogen Sacheen und Machu Picchu mit Blicken aus.

„Mein Name ist Jeff Parker“, verkündete Parker mit Stentorstimme. „Mir gehört das Penthouse.“

Er sah sich wütend und mißbilligend in der Halle um. Hier war im letzten halben Jahr keine Putzfrau mehr gewesen. Alles sah verdreckt und verwahrlost aus. Auf dem roten Läufer lag Schmutz, zwei Topfpalmen waren verdorrt. Es stank.

Der Portier hob nur die Schultern und sagte etwas auf portugiesisch.

„Was sagt der Stoppelbart?“ fragte Jeff.

Er sprach nur Englisch, sonst nichts. Jeff gehörte zu jenen typischen Amerikanern, die der Meinung waren, die Ausländer sollten gefälligst ihre Sprache lernen.

Ich übersetzte. Der Portier bequemte sich - nachdem er Jeff Parkers Ausweis gesehen und in einem fleckigen, eselsohrigen Buch nachgesehen hatte - die Penthouseschlüssel herauszurücken.

„Die Lifts sind alle defekt“, sagte er grinsend. „Sie müssen zu Fuß die Treppe hochsteigen.“

Ich glaubte nicht recht zu hören. „Es sind zwanzig Stockwerke!“

„Wenn es Ihnen nicht paßt, können Sie ja wieder gehen“, sagte der Portier patzig.

Als ich es Parker übersetzte, bekam er einen Kopf wie eine Atombombe kurz vor der Kernexplosion. Er sagte, ich sollte den Portier nach Vicente Neiva fragen.

Der Portier hob nur wieder die Schultern.

„War seit der Einweihung des Hauses nicht mehr hier, der Senor.“

„Die Sache wird ein Nachspiel haben!“ verkündete Jeff Parker.

Er hieb mit der Faust auf das Pult der Rezeption, doch das konnte den Schmerbauch dahinter nicht beeindrucken. Aus

einer Tür im Hintergrund tauchte nun ein Mann in einem fleckigen Overall auf, eine Zigarette im Mundwinkel. Er machte eine dreckige Bemerkung über Machu Picchu, und ich hätte gute Lust gehabt, ihm die Faust ins Gesicht zu setzen. Aber ich sagte mir, daß das zu nichts führen würde, und wandte mich mit den anderen der Treppe zu.

Zwanzig Stockwerke wollten geschafft sein. Ab dem zehnten glaubte ich, mir fielen die Zigaretten einzeln aus der Lunge. Jeff Parker piffte wie ein defekter Dampfkessel, und auch Sacheen atmete schwer. Einzig Machu Picchu spurtete wie eine Gemse hinauf.

„Schön“, sagte sie in dem alten Spanisch, der einzigen Sprache, die sie außer ihrem Inkadialekt beherrschte, zu mir. „Es geht immer höher hinauf. Werde ich dann vom Dach sehen können?“

„Allerdings, Machu.“

Sie kannte keinen Lift, also fehlte er ihr auch nicht; uns dagegen sehr. Im zwanzigsten Stockwerk war ich in einer Laune, daß ich diesen Vicente Neiva am liebsten vom Dach geworfen hätte. Ich konnte mir eine sarkastische Bemerkung gegenüber Jeff Parker nicht verkneifen, „Ein Playboydomizil an der Copacabana habe ich mir eigentlich anders vorgestellt. Ich weiß nicht, was du für das Penthouse bezahlt hast, Jeff, aber dieser Neiva hat dich mächtig übers Ohr gehauen.“

Zu meiner Überraschung schüttelte Jeff den Kopf. „Neiva hat mich nicht betrogen. Das darf er nicht. Da müssen andere Dinge im Spiel sein.“

Ich überlegte, was hier eigentlich vorging; aber ich fragte Jeff nicht, denn er redete ohnehin nur, wenn er wollte. Er konnte stundenlang das verrückteste Zeug schwatzen, doch wenn er etwas für sich behalten wollte, war er verschlossen wie ein Grab.

„In dem Bau stinkt es ganz abscheulich“, sagte Sacheen.

„Und wie schmutzig es überall ist! Sieh nur die dreckigen Handabdrücke an den Wänden im Treppenhaus, Jeff! Ob hier Leute wohnen?“

„Keine Leute, Schweine“, knurrte Jeff Parker.

Er fügte noch ein paar kernige Flüche hinzu, hatte aber keine Ahnung, wie nahe er mit seiner Bemerkung der Wahrheit kam.

Getroffen hatten wir im Hochhaus niemanden. Geregt hatte sich auch nichts. Wir verschnauften Jeff Parker schloß die Tür auf, die zum Penthouseaufgang führte. Wir stiegen die letzten Treppenstufen hoch und gelangten ins Penthouse. Die Aussicht war herrlich - wie vermutet - nur waren die Thermophan-Scheiben so dreckig, daß man nicht mehr viel erkennen konnte.

Ich hatte schon viele Wohnungen gesehen; einige davon hatten sich in einem üblen Zustand befunden; aber dieses Penthouse schlug alles. Es sah wie in einem Schweinestall aus. Kot lag auf dem Boden, sämtliche Möbel waren umgestürzt und bekleckert, die Tapeten waren ziemlich dreckig und zum Teil heruntergerissen. Auf dem Teppich im Wohnzimmer, das kaum noch als solches zu erkennen war, entdeckte ich tatsächlich eine Schlammputze; als hätten sich hier Säue gesuhlt.

Jeff Parker bekam einen Tobsuchtsanfall und warf ein paar der noch heil gebliebenen Möbelstücke an die Wand. Mühsam beruhigte er sich so weit, daß er imstande war, ein Telefongespräch zu führen.

Ich riß alle Fenster auf, damit der Gestank entweichen konnte. Im Badezimmer war es so unbeschreiblich dreckig, daß ich rückwärts wieder hinausging.

Sacheen und Machu Picchu standen in der geräumigen Diele herum. Machu Picchus Gesicht war ein einziges Fragezeichen.

„Warum ist diese Wohnung so schmutzig?“ fragte sie.

Ich konnte nur die Schultern heben.

Jeff hatte inzwischen Vicente Neivas Firma angerufen und war von dort an die Privatwohnung verwiesen worden. Er rief nach mir und hielt mir den Hörer entgegen.

„Vicente Neivas Frau“, sagte er.

„Sie spricht kaum englisch. Rede du mit ihr!“

Ich begrüßte Luisa Neiva, die der Stimme nach noch ziemlich jung zu sein schien, sagte ihr, wer wir waren, und daß Jeff Parker ihren Mann in Rio treffen wollte.

„Mein Mann ist seit gestern abend spurlos verschwunden“, antwortete sie. „Ich bin in großer Sorge und war schon bei der Polizei. Hoffentlich ist ihm nichts zugestoßen. Er war gestern den ganzen Tag in schlechter Verfassung.“

Ich sagte es Jeff.

„Gib ihr unsere Telefonnummer!“ sagte Jeff. „Wenn Vicente Neiva zurückkommt, soll er mich sofort anrufen! Wenn Sie etwas von ihm erfährt, soll sie Nachricht geben! Sag ihr, es ginge um Angelegenheiten der Loge!“

Ich teilte es Luisa Neiva mit und gab ihr Telefonnummer und Adresse. Als ich auflegte, sah ich Jeff Parker nachdenklich an. Was hatte Jeff mit einer Loge zu tun?

Die Bruderschaft der Freimaurer teilte sich in Logen auf; aber Jeff Parker, den millionenschweren Playboy, konnte ich mir als Freimaurer nicht vorstellen. Es mochte aber noch andere Organisationen und Geheimbünde geben, die sich in Logen gliederten.

Es sah aus, als wollte Jeff Parker mir etwas mitteilen, aber dann drehte er sich abrupt um und ging weg. Ich wollte nicht in ihn dringen. Er mußte Gründe für sein Schweigen und seine Geheimnistuerei haben.

Während ich mit den beiden Mädchen die schlimmste Unordnung und den ärgsten Dreck beseitigte, rief Jeff Parker Domingo Marcial an. Ich hörte ihn bis ins Wohnzimmer

schreien. Marcial ließ sich anscheinend nicht von Jeffs Getobe beeindrucken.

Mit düsterem Gesicht kam Jeff zu uns. „Marcial meint, wir würden Vicente Neiva in Kürze sehen. Erklärungen für dessen Verschwinden und den Zustand des Hochhauses und meiner Penthousewohnung wollte er nicht abgeben.“

„Wir sollten hier ausziehen, Jeff“, meinte Sacheen. „Im Hotel *Excelsior* am Copacabanastrand wären wir sicher besser aufgehoben.“

„Kommt nicht in Frage. Das ist mein Penthouse, und hier bleibe ich. Ich will wissen, was hier los ist.“

Die am schlimmsten zugerichteten Stücke der Wohnungseinrichtung, den Teppich, der nur noch ein Drecklumpen war, das scheußlich stinkende, besudelte Bettzeug sowie einige unbrauchbar gewordene Möbel schafften wir einfach aufs Dach hinaus.

Vom Dach aus war die Aussicht herrlich. Man hatte einen Ausblick über Copacabana, ganz Rio und den Atlantik. Die Stadt und der Ozean badeten im Licht der Tropensonne, die bald schon den Horizont berühren würde. Die Autos in den Straßen und die Schiffe im Hafen im Norden an der Einfahrt der Bucht von Guanabara wirkten wie Spielzeuge. Flugzeuge starteten und landeten von den Flughäfen Santos Dumont und Galeao.

Machu Picchu war begeistert. Entzückt schlug sie die Hände zusammen, warf sich stürmisch an meinen Hals und küßte mich.

„Deine Welt ist schön, Dorian“, sagte sie.

Ich lächelte über Machu Picchus Gewohnheit, die Welt des 20. Jahrhunderts als *meine* Welt zu bezeichnen. Was wußte sie von Weltkriegen, heimtückischen Krankheiten wie Krebs, von Luft- und Umweltverschmutzung, dem drohenden Gespenst der Überbevölkerung und des Rohstoffmangels, von dem

Damoklesschwert eines nuklearen Krieges, das über der gesamten Menschheit hing? Hinzu kamen noch die Dämonen, die um so gefährlicher waren, weil die überwiegende Mehrheit der Menschen ihre Existenz nicht wahrhaben wollte.

Diese Welt war gewiß nicht nur schön, wie Machu Picchu annahm, die im Moment von der Aussicht und den technischen Errungenschaften begeistert war. Ich wollte mich jedoch bemühen, die Schattenseiten der Zivilisation so gut wie möglich von ihr fernzuhalten.

Machu Picchu schaute den Kasten mit der grauen, konkaven Glasscheibe an. Dorian Hunter war im Bad, das einigermaßen gereinigt worden war. Jeff Parker und Sacheen hielten sich im Obergeschoß auf. Mit sechs Zimmern und hundertachtzig Quadratmetern war die Penthousewohnung sehr geräumig.

Machu Picchu drehte neugierig an den Knöpfen. In Manaus, im Aufenthaltsraum des Hotels, hatte sie einen ähnlichen Kasten gesehen. Er hatte sprechen können und Bilder gezeigt.

Plötzlich krachte ein Schuß, Machu Picchu sprang mit einem Schrei zurück. Die graue Scheibe war jetzt farbig. Sie zeigte ein unrasiertes, brutales Gesicht. Ein böse blickender Mann sagte etwas. Dann wechselte das Bild und derselbe Mann bedrohte mit einer Schußwaffe ein junges Mädchen. Zu seinen Füßen lag ein Toter. Das Mädchen warf sich vor ihm auf die Knie und flehte ihn an, sie zu verschonen.

„Dorian!“ schrie Machu Picchu. „Dorian, schnell!“

Sie sah sich um, nahm einen Aschenbecher und wollte ihn gerade in den Bildschirm werfen, als Dorian Hunter hereingestürmt kam, tropfnaß, ein Handtuch um die Hüften, eine großkalibrige Pistole in der Faust.

„Da, Dorian!“

Es war eins der in Lateinamerika so beliebten

Eifersuchtsdramen, wie Dorian gleich erkannte. Er drehte den Ton ab.

„Das ist doch nur ein Fernsehapparat“, sagte er zu Machu Picchu. „So ein Ding habe ich dir schon in Manaus erklärt und gezeigt. Was da stattfindet, ist ein Spiel - wie ein Theaterstück.“

„Ja, ja, ich weiß, aber ich bin so erschrocken, als er plötzlich sprach und die Bilder erschienen.“

Der gehörnte Ehemann auf dem Bildschirm erschoss nun die junge Frau und sich selber. Machu Picchu schaute fasziniert zu.

„Warum macht er das?“

Die Handlung des schmalzigen Spielfilms wollte Dorian ihr nicht auch noch erklären.

„Das gehört zum Spiel“, sagte er. „Es ist nur zur Unterhaltung gedacht und hat nichts zu bedeuten. Setz dich jetzt hin, blättere in einem Magazin und warte, bis ich fertig bin! Dann machen wir einen Einkaufsbummel, und ich zeige dir Rio.“

„Ich will das Spiel im Fernsehen anschauen. Ob der böse Mann noch mehr Leute umbringt?“

Sie ist also auch schon von der Seuche des Fernsehens infiziert, dachte Dorian. Der Spielfilm war zu Ende. Anschließend kam Werbung. Dorian suchte auf den anderen Fernsehkanälen; in einem wurde gerade ein Halb-Stunden-Krimi gesendet. Dorian hoffte, daß Machu Picchu dabei auf ihre Kosten kam und entschwand wieder ins Bad, Der Krimi war schlecht gemacht. Lange Dialoge schleppten sich vor uninteressanten Szenenbildern hin. Machu Picchu begann bald zu gähnen. Sie stöberte im Zimmer herum. Eine Zeitlang bestaunte sie das Schauspiel der hinter den Häusern im Meer versinkenden Sonne; dann ging sie in die guteingerichtete Küche. Sie war schmutzig, aber das fiel Machu Picchu nicht besonders auf. Interessiert betrachtete sie die Sichtscheibe des

Elektroherds. Vielleicht wurde hier etwas Interessanteres gezeigt? Sie drehte an ein paar Knöpfen. Ein paar bunte Lichtchen flammten auf, aber das war auch schon alles; kein Bild erschien. Machu Picchu wandte sich enttäuscht ab, öffnete den Kühlschrank und schaute hinein. Er war leer. Dorian und die ändern hatten die verdorbenen Lebensmittel weggeworfen. Machu Picchu hielt die Hand hinein und wunderte sich, weshalb es da drinnen so kalt war. Sie hielt dieses Phänomen schließlich für ein weiteres Wunder dieser ihr unbekannten Welt und öffnete das Tiefkühlfach. Drei Packungen Tiefkühlspinat lagen darin. Damit wußte sie auch nichts anzufangen.

Die Inka-Prinzessin wandte ihre Aufmerksamkeit nun der Geschirrspülmaschine zu. Sacheen hatte Geschirr hineingestellt. Machu Picchu öffnete die Maschine und spielte an den Knöpfen. Heißes Wasser, mit einem Reinigungsmittel versetzt, sprühte ihr ins Gesicht.

Sie wich zurück. In der Geschirrspülmaschine klirrte und schepperte es; ein paar Gläser und Tassen zerbrachen. Entschlossen trat Machu Picchu an die Geschirrspülmaschine wieder heran und begann erneut an den Knöpfen zu drehen. So viel wußte sie, daß man auch wieder abschalten konnte, was man angeschaltet hatte. Nach ein paar vergeblichen Versuchen hatte sie sie wieder abgeschaltet. Sie besah sich die Scherben.

Als Sacheen hereinkam, machte sie ein unglückliches Gesicht. Aber Sacheen lachte nur und klopfte Machu Picchu auf die Schulter. Reden konnte sie mit ihr nicht, da die Inka-Prinzessin nur das Ketschua der alten Inkas und Alt-Spanisch sprach.

Sacheen führte Machu Picchu zum Bad, wo Dorian Hunter inzwischen seine Toilette beendet hatte. Er kam heraus, rasiert, geduscht und umgezogen, und Sacheen verschwand mit Machu Picchu im Bad. Allein würde die Inka-Prinzessin nicht mit Heiß- und Kaltwasser, Dusche, Föhn und all den anderen

Dingen zurechtkommen.

Es war schon zwanzig Uhr dreißig, als wir das Penthouse verließen und uns daranmachten, die zwanzig Treppen hinabzusteigen. Im Haus begegneten wir niemandem, was bei einem Apartmenthochhaus dieser Größe erstaunlich war. Hinter den Türen der Wohnungen hörten wir seltsame Geräusche, Scharren und Schaben, auch Quieken und einmal ein Grunzen.

Ich klingelte an der Tür, hinter der das Grunzen zu hören gewesen war, aber niemand öffnete. Ich pochte mit der Faust an die Tür. Keine Antwort. Die Bewohner versteckten sich vor uns. Aus welchem Grund? Und was hatten diese seltsamen Geräusche zu bedeuten?

Ich überlegte mir, ob ich mit Gewalt in eine Wohnung eindringen sollte, entschied mich aber dagegen.

Als wir unten in die Halle kamen, war vom Portier und den beiden Pagen nichts zu sehen. Wir gingen zur Tür. Da hörte ich hinter mir ein Rascheln und wirbelte herum.

Ein magerer zerlumpter Junge kam hinter einer der vertrockneten Topfpalmen hervor, ein Messer in der Faust;

„Was habt ihr mit meinem Bruder gemacht?“ schrie er uns an. „Gebt ihn frei! Ich werde nicht zulassen, daß er geschlachtet wird.“

Er sprach einen Slumdialekt, den selbst ich kaum verstehen konnte.

„Leg das Messer weg und erklär in Ruhe, was du willst!“ sagte ich zu ihm. „Wir kennen deinen Bruder nicht und wollen ihm bestimmt nichts Übles.“

Es war nicht vernünftig mit ihm zu reden. Er war zu aufgeregt und ängstlich.

„Ihr wollt meinen Bruder schlachten, ihr Macumbamörder!“

schrie er und ging wie ein Amokläufer auf mich los.

Ich bin ein Meter neunzig groß und alles andere als ein Schwächling. Dieser achtzehnjährige magere Junge war gegen mich ein kleines Häufchen Elend; ein kräftiger Fausthieb hätte ihm den Kopf von den Schultern geschlagen.

Ich wich seinem Messerstich aus, packte seinen Arm und drehte ihn ihm auf den Rücken. Das Messer klirrte zu Boden. Wehrlos zappelte der Junge in meinem Griff. Tränen traten ihm in die Augen.

„Ihr Bestien, ihr Mörder!“ keuchte er. „Gott vernichte die Macumba!“

Jeff Parker und die beiden Mädchen sahen zu. Sie verstanden nicht, worum es ging.

„Jetzt rede vernünftig!“ forderte ich. „Wir sind erst heute in Rio angekommen, vor einigen Stunden. Wir haben mit der Macumba-Sekte nichts zu tun.“

„Das soll ich glauben? Weshalb seid ihr dann hier in diesem Hochhaus? Jeder weiß, daß die Macumba hier ihre Opfer zusammentreiben und gefangenhalten, bis sie geschlachtet werden. Mein Bruder Castelo hat die Hexe Viviana beleidigt und ist deshalb von ihr verflucht worden.“

Ich ließ ihn los. Zum zweitenmal hörte ich jetzt von der Hexe Viviana und ihrem Fluch. Hastig übersetzte ich Jeff Parker, was der Junge gesagt hatte.

„In dem Hochhaus stimmt zwar manches nicht“, sagte Jeff, „aber das kann ich mir doch nicht vorstellen. Ein ganzes Hochhaus mit Gefangenen, die geschlachtet werden sollen? Das müßten ja Hunderte sein! Nein, nein. Der Junge übertreibt.“

Ich sprach beruhigend auf den Jungen ein und sagte ihm, daß er allein seinen Bruder in dem großen Hochhaus nicht finden könnte - falls er überhaupt hier war - und daß er als Einzelner

gegen die Macumba ohnehin nichts ausrichten könnte.

Er wurde ruhiger, als er merkte, daß wir ihm nichts Böses wollten, und senkte den Kopf.

„Ich weiß, daß es Wahnsinn ist, allein ins Hochhaus der Macumba einzudringen“, sagte er, „aber was soll ich tun? Abwarten, bis mein Bruder geschlachtet wird, ohne einen Finger zu rühren?“

Wir verließen das Haus. Draußen fiel mir jetzt, da ich darauf achtete, auf, daß das Hochhaus gemieden wurde. Passanten gingen auf die andere Straßenseite. Kein Wagen parkte vor dem Haus. Die Zufahrt zur Tiefgarage war gesperrt.

In vielen Fenstern brannte jetzt aber Licht. Es mußte also jemand in den Wohnungen sein. Die Sache wurde immer rätselhafter.

Wir gingen auf der Straße ein Stück weiter und stürzten uns ins lärmende Leben von Copacabana. In einer Einfahrt unterhielt ich mich weiter mit dem Jungen. Er hieß Romero Marechal und stammte aus den Armenvierteln auf dem Hügel von Morro dos Cabritos. Viel konnte er mir über die Macumba nicht erzählen. Kein Uneingeweihter kannte ihre scheußlichen Riten und Bräuche genau und wußte, was der Kult anstrebte. Die tollsten Gerüchte waren im Umlauf, aber es waren eben nur Gerüchte. Die im Hochhaus zusammengepferchten Opfer der Macumba, die geschlachtet werden sollten, hielt ich für ein solches Gerücht.

„Ich will versuchen, dir und deinem Bruder zu helfen, Romero“, sagte ich schließlich zu dem Jungen, „wenn du mich zu einem Ritual der Macumba führst. Ich muß mehr über den Kult wissen, damit ich etwas gegen ihn unternehmen kann. Mein Freund hier ist ein einflußreicher Mann, und ich habe ebenfalls viele Beziehungen und Kenntnisse.“

Das traf zwar für die Verhältnisse hier in Brasilien nur bedingt zu - schließlich war ich zum erstenmal in Rio -, aber

wenn Romero mich zu den Macumba-Anhängern bringen sollte, was nicht ungefährlich war, mußte ich ihm etwas bieten.

Wir verabredeten, daß wir uns eine halbe Stunde vor Mitternacht bei einem Zeitungsstand in der Barao de Ipanema treffen wollten, in der Nähe des Hochhauses.

Romero verschwand in der Menge. Wir begannen unseren Bummel durch das abendliche Rio.

„Die Macumba waren früher eine eher harmlose Sekte“, erzählte Jeff Parker im Restaurant des Hotels *Castro Alves*, Avenida N.S. Copacabana 552, Das Restaurant befand sich im 18. Stock. Wir hatten einen Fensterplatz bekommen. Die lichtfunkelnde Avenida Copacabana mit ihren vielen Geschäften, Restaurants, Kinos, Nightclubs, Neonreklamen und hellerleuchteten Schaufensterfronten lag unter uns, durch die großen Panoramafenster gut zu überblicken. Das Nachtleben von Copacabana hatte begonnen.

„Neger und arme Weiße fanden sich zu Voodoo-Riten zusammen“, fuhr Jeff fort, „aber sie traten nie besonders in Erscheinung. Das begann sich vor einigen Monaten zu ändern. Als ich das letzte Mal mit Vicente Neiva telefonierte, sagte er mir, daß die Macumba sich zu einer unheimlichen Macht und einer ernststen Bedrohung entwickelt hätten.“

Ich nippte an meinem Cafe con leche, einem starken Kaffee mit einem Schuß Likör. Brasilien ist nicht nur der Welt größter Kaffeeproduzent, sondern auch einer der größten Verbraucher.

Wir hatten einige Kleidungsstücke und Wäsche für Machu Picchu und Sacheen eingekauft. In Rio hatten viele Geschäfte bis zweiundzwanzig Uhr auf.

Wie alle Frauen war Machu Picchu vom Einkaufen begeistert gewesen. Sie trug jetzt ein weißes Kostümkleid mit großem viereckigem Ausschnitt. Es bildete einen Kontrast zu

ihrer braunen Haut und stand ihr gut. Mit ihrer kleinen, zierlichen, aber trotzdem gutgebauten und kurvenreichen Figur zog sie darin alle Männerblicke auf sich.

Sacheen, fast einen Kopf größer als die ein Meter achtundfünfzig große Machu Picchu, trug einen Hosenanzug aus einem mit glänzenden Fäden durchzogenen Stoff. Sie hatte ihr schwarzes Haar zu einer Hochfrisur aufgesteckt und wirkte nicht minder schön.

Ich glaube, Jeff und ich waren die meistbeneideten Männer im Restaurant. An Kleidungsstücken hatten wir nach Rio nur das mitgebracht, was wir auf dem Leib trugen, denn in Manaus war die Auswahl nicht groß; deshalb hatten wir uns erst hier eingedeckt.

Wir beendeten unsere Mahlzeit und beschlossen, einem Nightclub eine kurze Visite abzustatten. Der Stop war auf der Avenida Copacabana. Wir ließen unser Gepäck an der Restaurantgarderobe, gaben ein Trinkgeld und sagten, daß wir es später abholen wollten. Dann bummelten wir über die Avenida Copacabana.

Machu Picchu und Sacheen waren von den Schaufenstern nicht wegzubringen. Vor einem Juweliergeschäft winkte Machu Picchu mich aufgeregt herbei. Eine prachtvolle Diamantenhalskette hatte es ihr angetan.

„Kannst du mir das da kaufen?“ fragte sie.

Ich schluckte hart, denn „das da“ kostete die Kleinigkeit von vierhunderttausend neuen Cruzeiros, was etwa neunzigtausend US-Dollar entsprach.

Machu Picchu strahlte mich an.

„Es ist zu teuer“, sagte ich. „Das kann ich mir nicht leisten. Für so viel Geld kann man ein ganzes Haus kaufen.“

Ich glaube, in diesem Moment begriff sie zum erstenmal, daß mir auf dieser Welt Grenzen gesetzt waren.

„Bist du nicht reich?“ fragte sie. .

„Nein“, sagte ich, „ich bin nicht reich. Ich habe auch nie danach getrachtet, es zu werden.“

„Ist Jeff reich?“

„Das kann man wohl sagen.“

Sie überlegte, sah mich an, dann Jeff.

„Du bist mir trotzdem lieber“, sagte sie, „auch wenn ich die Halskette nicht bekomme.“

Es war eine Liebeserklärung, die ihrem unverfälschten Naturell entsprach.

Wir betraten den Nightclub. Ein zwei Meter großer Neger in betreßter Fantasieuniform begleitete uns bis zur Kasse und sorgte dafür, daß wir Plätze direkt vorn bei der Bühne bekamen.

Der Nightclub war kein Dämmerschuppen, sondern ein großer, prachtvoll illuminierter Raum. Es gab eine Bühne, zwei Tanzflächen, von denen eine sich drehte, und eine ausgezeichnete Band. Alle zwei Stunden fand eine halbe Stunde Show statt. Gerade hatte sie wieder begonnen, Es kam die übliche Sängerin, dann ein Conferencier, dessen Stimme aus den Augäpfeln zu kommen schien und dessen Witze einem das Wasser aus denselben treiben konnten, - aber nicht vor Erheiterung - , nur ein paar unbedarfte Gemüter lachten. Und dann kam sie: Rumba Vanessa!

Ihr Name wurde in Leuchtschrift groß an der Wand hinter der Bühne angekündigt. Sie war eine gelenkige, schlanke Negerin mit blitzenden Augen und einem sinnlichen Mund, und sie trug ein knappes Kostüm. Fünf Negertrommler bauten sich auf der Bühne auf. Alle Lichter erloschen, bis auf einen Scheinwerfer, der die schwarze Schönheit anleuchtete.

Sie tanzte. Und wie sie tanzte! Ihre Gelenke schienen aus Gummi zu sein. Sie hatte Rhythmus im Blut, und Lebensfreude

strahlte von ihr aus. Rumba Vanessa riß den ganzen Saal zu Beifallsstürmen hin. Selbst Jeff Parker, in Sachen Frauen nur noch sehr schwer zu beeindrucken, sprang auf und klatschte wie toll.

Auch ich erhob mich und klatschte, als Vanessas erste Vorführung beendet war.

Für einige Augenblicke ging das Licht an. Sie verbeugte sich. Die fünf schwarzen Trommler grinsten. Dann begann die nächste Nummer. Diesmal legte Vanessa beim Tanz Stück für Stück ihres Kostüms ab. Sie schüttelte ihre üppigen Brüste im Rumbatakt.

Im Hintergrund entstand ein Tumult. Ärgerliche Rufe wurden laut, Bis auf den Scheinwerfer war es dunkel. Ich konnte nicht erkennen, was da vorging.

Jemand hetzte zur Bühne, und ein Vermummter tauchte bei Vanessa auf, die in ihrem Tanz innegehalten hatte. Er packte sie und setzte ihr eine Pistole an die Schläfe. Ein Aufschrei ging durchs Publikum.

Einer der schwarzen Trommler kam auf Vanessa zu, zögernd; er wollte ihr offensichtlich beistehen, wußte aber nicht, wie.

Der Vermummte - er trug einen hellen Anzug und eine schwarze Kapuze, von Gestalt war er mittelgroß und kräftig - grunzte und bedeutete dem Neger mit einem Wink, zurückzuweichen. Es war ein Grunzen wie das eines Schweines. Der Vermummte sprach kein verständliches Wort.

Die Lichter gingen an. Die Leute an den Tischen sprangen auf, redeten erregt durcheinander. Der Manager des Nightclubs drängte sich zur Bühne vor. Er hob beschwichtigend beide Arme.

„Meine Damen und Herren, bewahren Sie Ruhe! Ihnen droht keine Gefahr.“ Er wandte sich an den Maskierten auf der Bühne. „Was hat das zu bedeuten? Werfen Sie die Waffe weg!

Die Polizei wird gleich hier sein.“ Das war natürlich eine dumme Aufforderung. Der Vermummte beachtete sie auch gar nicht. Er zerrte die schwarze Tänzerin zum Bühnenausgang.

Während ich noch überlegte, ob und wie ich eingreifen sollte, hörte ich vom Eingang des Nightclubs her schrille, disharmonische Flötentöne. Sie gingen einem durch Mark und Bein. Der Maskierte auf der Bühne quiekte ängstlich.

Eine unheimliche Prozession zog durch den Nightclub. Vorneweg ging ein hochgewachsener Neger in einem zerlumpten Anzug und einem zerschissenen Zylinderhut. In der Rechten hielt er einen Stab mit einem faustgroßen Totenkopf, in der Linken eine zwei Meter lange, zischende Buschmeisterschlange, eine der gefährlichsten Giftschlangen, die es gab.

„Macumba“, raunte man im Saal, und ich bemerkte die unverhohlene Angst der Nightclub-Besucher.

Hinter dem Macumba-Priester -sein Gesicht war böse und fanatisch - kamen ein Dutzend seiner Anhänger. Es waren acht Weiße, vier Mischlinge und Schwarze. Drei von ihnen - zwei Männer und ein Mädchen - waren völlig nackt und mit weißen Streifen grotesk bemalt, die ändern sehr modisch, normal oder ärmlich gekleidet. Zwei von ihnen hielten Hähne, die sie hin und her schwenkten, drei bliesen auf Querflöten, einer klopfte auf eine kleine Trommel. Die anderen rasselten und klapperten mit allerlei Instrumenten, bliesen auf Trillerpfeifen und vollführten einen Höllenspektakel, schrien und lachten unmotiviert.

Es war ein Karneval des Grauens.

Die groteske Prozession rückte zur Bühne vor, und stieg hinauf. Die schwarzen Rumbatrommler flohen schreiend. Der Vermummte quiekte hinter der Bühne.

Nun ließ der Macumba-Priester die Schlange frei und deutete mit dem Totenkopfstab auf den Bühnenausgang. Schnell und

zielstrebig glitt die Buschmeisterschlange davon. Dann waren nur noch die Stimmen der aufgeregten und verängstigten Zuschauer zu vernehmen.

Hinter der Bühne quiekte etwas entsetzlich, wie ein Schwein, das geschlachtet werden soll. Schließlich brach das Quieken ab, und einige Sekunden herrschte Stille. Dann kam die schwarze Tänzerin hinter der Bühne hervorgestürzt, das Gesicht zu einer hysterischen Maske verzerrt, immer wieder schreiend.

Wie von Furien gehetzt, die Hände seitlich an den Kopf gepreßt, stürzte sie aus dem Nightclub.

Zwei Macumba-Anhänger zogen lange Messer und eilten hinter die Bühne. Ich hielt es nicht mehr länger aus und drängte ebenfalls zur Bühne vor. Der Macumba-Priester starrte mich böse an und deutete mit seinem Totenkopfstock herrisch ins Publikum - zum Zeichen, daß ich von der Bühne verschwinden sollte.

„Du kannst mich mal“, sagte ich und eilte hinter die Bühne.

Die beiden Macumba-Anhänger standen in einer großen Blutlache. Einer steckte die Buschmeisterschlange in einen Sack, der andere hielt etwas in beiden Händen, das warf er auch in den Sack. Die Beleuchtung war so diffus; ich konnte nicht genau erkennen, was es war; aber es schien ein Schweinekopf zu sein, der gerade abgeschnitten worden war, denn es tropfte noch das Blut aus dem Stumpf. Am Boden aber lag ein kopfloser Körper.

Die beiden Macumba drückten sich eilig an mir vorbei.

Ich beugte mich über den Körper des Toten und untersuchte ihn. Der Körper war absolut menschlich. Ich öffnete extra noch die Kleider, um mich zu vergewissern. Es war der Körper eines Mannes, der auf die Bühne geflüchtet war und die Negerin als Geisel genommen hatte. Aber konnte er einen Schweinekopf gehabt haben?

Ich eilte hinaus und wollte hinter den Macumba her. Sie verschwanden gerade durch die Tür. Im Nightclub brach alles fluchtartig auf. Man hätte einen Panzerwagen gebraucht, um durch das Gedränge hindurchzukommen.

Der Manager stand bei der Bühne, das Gesicht eine Grimasse der ohnmächtigen Wut und Verzweiflung, die Fäuste geballt.

„Was war das?“ fragte ich ihn.

„Ich habe nichts gesehen“, zischte er mich an, „überhaupt nichts! Ich weiß von nichts, lassen Sie mich in Ruhe!“

Er hatte Angst vor den Macumba, und nach dem, was ich eben erlebt hatte, konnte ich es ihm nicht verdenken.

Jeff Parker zog mich am Ärmel. „Komm, Dorian. Raus hier! Mit der Polizei zu sprechen, hat keinen Zweck. Sie ignoriert das Treiben der Macumba aus Angst, oder weil einflußreiche Männer es ihr befehlen. Ich weiß es von Vicente Neiva. Wir bekommen nur Ärger, wenn wir uns an die Polizei wenden.“

Wir fanden einen Seitenausgang, durch den wir schnell hinaus kamen. Dann standen wir wieder auf der Avenida Copacabana und sahen die aus dem Stop drängende Menge, die sich rasch zerstreute. Ich wußte jetzt, daß ich nicht umsonst nach Rio gekommen war und daß mir noch allerhand bevorstand.

Wir holten unsere Sachen aus dem Hotelrestaurant und fuhren zum Hochhaus zurück. Nach dem Zwischenfall im Nightclub hatten Jeff Parker und die beiden Mädchen keine Lust mehr zum Ausgehen. Sie blieben im Hochhaus, während ich zu dem Treffpunkt mit dem jungen Romero Marechal ging.

Im Hochhaus hatten wir hinter den Wohnungstüren wieder das seltsame Grunzen und andere tierische Geräusche gehört, aber Jeff weigerte sich entschieden, aus dem Hochhaus

wegzuziehen. Er hatte drei Schußwaffen oben in seinem Penthouse und war ein Mann, der sich seiner Haut wehren konnte. So ließ ich ihn mit Machu Picchu und Sacheen zurück.

Ich kam eine Viertelstunde zu spät, aber Romero hatte gewartet. Er führte mich die Barao de Ipanema und die Rua Emilia Berta hinauf, in der alte heruntergekommene Häuser standen, ins Hügelgebiet. Hier standen die Hütten und Baracken der Armen. Hunde jaulten in der Dunkelheit, Kleinkinder plärten. Aus den Fenstern der elenden Behausungen fielen Lichtbahnen. Mond- und Sternenlicht erhellten zudem die Nacht, so daß man gut sehen konnte.

Mir entging nicht, daß wir beobachtet wurden. Gestalten drückten sich in die dunklen Schatten der Hütten, lugten hinter Bäumen und Büschen hervor.

In der Ferne sah ich Feuerschein, hörte Trommelklang und Stimmengemurmel. Plötzlich traten uns Gestalten entgegen, Macumba-Anhänger und -Sympathisanten, Männer, Frauen, auch ganz junge Burschen und Mädchen. Fäuste wurden drohend geschüttelt.

Romero blieb zitternd stehen, aber mich konnte man so leicht nicht beeindrucken. Ich packte seinen Arm und zog ihn weiter.

„Vorwärts!“ sagte ich. „Wir gehen einfach zwischen ihnen hindurch. Entkommen können wir ihnen ohnehin nicht, wenn sie es auf uns abgesehen haben.“

Schon oft hatte ich die Erfahrung gemacht, daß Kaltblütigkeit und entschlossener Mut eine feindselige Menge zu beeindrucken und irritieren vermochten. Wären wir geflohen, sicher wären sie hinter uns hergehetzt, aber so wußten sie nicht, wie sie sich verhalten sollten. Offenbar hatten sie keine Anweisungen.

Wieder sah ich einige nackte und halbnackte Gestalten, mit weißen Streifen bemalt, weiblich und männlich. Sie murmelten

Verwünschungen. Die meisten waren angezogen. Einen Macumba-Priester oder gar die Hexe Viviana sah ich nicht.

In der Ferne wurde das Trommeln lauter. Es kam Bewegung in die Menge, die uns angaffte, aber nicht aufhielt. Männer und Frauen tanzten uns in den Weg, schrien uns mit verzerrten Fratzen ihren Haß ins Gesicht. Ein herkulisch gebauter Neger biß vor meinen Augen einem Huhn den Kopf ab, spie ihn mir vor die Füße und besudelte mich mit dem aus dem kopflosen, mit den Flügeln zuckenden Körper hervorspritzenden Blut.

Ich traf ihn mit der Linken am Solar plexus und mit der Handkante am Hals. Er verdrehte die Augen und kippte um, steif wie ein Brett. Ich nahm das kopflose Huhn und schleuderte es verächtlich in die Nacht. Das nahm ihnen den Mut zu weiteren Übergriffen.

Ein junges Mädchen tanzte uns entgegen, die Zunge weit hervorgestreckt, die Augen so verdreht, daß man nur das Weiße sehen konnte. Rundum zwischen den Hütten wurde getrommelt, gepfiffen, gerasselt und geklappert. Die Macumba heulten und zischten, geiferten und beschimpften uns.

Das Mädchen beugte sich nach hinten und verbog die Wirbelsäule so, wie es kein Mensch normalerweise konnte. Ich zog das kleine Kreuz, das ich aus dem Penthouse mitgebracht hatte, aus der Jackentasche und hielt es der in Trance Befindlichen entgegen.

Sie versteifte sich und begann dann wie bei einem epileptischen Anfall zu zucken und stürzte zu Boden. Schaum trat vor ihren Mund. Ihre Beine schlugen schnell wie Trommelschlegel auf den Boden.

Jetzt war ich sicher, daß dämonische Mächte am Werk waren. Als ich das Kreuz hochhob, ging ein Aufschrei durch die Menge. Die Macumba-Anhänger wandten sich ab, als könnten sie den Anblick des Kreuzes nicht ertragen. Sie wichen zurück, belauerten uns aus den Schatten der Hütten und

Baracken, hielten aber einigen Abstand.

Nur noch gemurmelte Flüche und Verwünschungen waren zu hören.

Romero Marechal, mein junger Führer, zitterte am ganzen Körper. Endlich erreichten wir die Hütte, in der seine Familie lebte. Romero klopfte in einem bestimmten Rhythmus an die Tür. Sie wurde einen Spaltbreit geöffnet.

„Ich bin es, Romero“, raunte der Junge. „Bei mir ist ein Mann, der uns helfen will.“

Wir konnten eintreten. Im größten Raum der schäbigen Hütte hatte sich die Familie Marechal versammelt: Der Vater, ein Krüppel mit nur einem Arm, die verhärmte, früh gealterte Mutter und fünf jüngere Geschwister von Romero. Der Schein einer Öllampe beleuchtete ihre Gesichter. Die Familie lebte hier ohne elektrisches Licht, ohne fließendes Wasser und all die anderen Dinge, die für den Normalverbraucher selbstverständlich waren. Sicher waren sie unverschuldet ins Elend geraten, weil Romeros Vater mit seinem einen Arm nicht mehr voll arbeiten und genug für die große Familie verdienen konnte. Einmal im Elendsviertel, war es schwer, wieder herauszukommen.

Romeros Vater musterte mich. Er hatte das verbitterte Gesicht eines Mannes, der größtenteils auf der Schattenseite gelebt und die Hoffnung aufgegeben hatte.

„Was will dieser Mann, Romero?“ fragte er.

„Er will mir helfen, Castelo aus den Klauen der Macumba zu befreien“, sprudelte der Junge hervor. „Ihr hättet sehen sollen, wie er mit den Macumba-Leuten hier im Viertel umgesprungen ist. Er hat ihnen die Zähne gezeigt.“

Ich sah, daß Romeros Vater und seine Mutter von meinem Kommen keineswegs begeistert waren. Sie mußten hier leben; sie wollten keine Schwierigkeiten; und sie dachten ganz anders als ihr Sohn. Die Kinder, darunter ein schon recht gut

entwickeltes, etwa vierzehnjähriges Mädchen, musterten mich neugierig.

„Castelo hat einen großen Fehler gemacht, sich die Feindschaft der Macumba zuzuziehen“, sagte der Alte bedächtig. „Ich fürchte, wir können ihm nicht helfen.“

„Vater, wie kannst du so etwas sagen!“ schrie Romero auf. „Gestern abend noch hast du ganz anders geredet. Zum Bürgermeister von Rio wolltest du gehen, zum Gouverneur des Staates Guanabara.“

„Gestern hatte dein Vater eine halbe Flasche Zuckerrohrschnaps getrunken, um seinen Kummer zu betäuben“, sagte die Mutter. „Wer sind wir? Was können wir gegen die Macumba ausrichten? Zum Bürgermeister und zum Gouverneur gehen? Das sind alles Hirngespinnste. Wir bringen die Macumba nur noch mehr auf und machen uns zum Gespött der Leute hier. Ich traure sehr um Castelo, aber ich muß auch an meine anderen Kinder und an mich und Agosto denken.“

Ein Gefühl der Bitterkeit stieg in mir auf. Das Leben hatte diese beiden Menschen, Romeros Eltern, zerbrochen. Sie brachten keinen Widerstandsgeist mehr auf. Romeros Mutter machte sich sogar Gedanken darüber, was die anderen Bewohner des Armenviertels von ihr denken und reden könnten.

„Ich will Senor Hunter zu einem Macumba-Ritual führen“, sagte Romero, nun schon wesentlich kleinlaut.

„Das kommt nicht in Frage“, entschied der Alte. „Du tust heute nacht keinen Schritt mehr aus der Hütte. Willst du dich und uns alle ins Elend stürzen, Romero?“ Er wandte sich an mich. „Sie gehen jetzt besser, Senor! Den Rückweg finden Sie sicher allein.“

Was sollte ich sagen? Ihnen Vorhaltungen machen? An ihren Stolz appellieren oder an ihr Verantwortungsgefühl? Ihnen sagen, daß man den Macumba entgegentreten mußte? Das hatte

alles keinen Zweck; ich wußte das im voraus. Die Leute taten mir leid. Fast verachtete ich mich ein wenig.

„Ich gehe“, sagte ich. „Ihr braucht euch keine Sorgen zu machen.“

Romero brachte mich zur Tür; und *trotz* des Verbotes seines Vaters begleitete er mich noch ein kurzes Stück.

„Ich schäme mich für meine Eltern“, sagte er. „Ich werde fortgehen von hier - bald schon. Ich hatte es schon lange vor.“

„Du mußt deine Eltern verstehen“, sagte ich. „Nicht jeder ist eine Kämpfernatur. Manche werden nach unten gedrückt und kommen nicht mehr hoch. Urteile nicht zu hart über sie! Aber weggehen solltest du von hier. Hier, nimm das, und heb es auf für den Tag, an dem du fortgehst!“

Ich gab ihm fünfzig US-Dollar, was für ihn ein kleines Vermögen war. Im allgemeinen bin ich nicht sonderlich weichherzig, aber für diesen Jungen konnten die fünfzig Dollar viel bedeuten, mir hingegen würden sie nicht fehlen.

Seinen Dank abschneidend, ging ich durch das Armenviertel davon.

Als ich den Hügelpfad hinunterging und schon den Rand des Elendsviertels erreicht hatte, traten plötzlich hinter den Hütten und aus allerlei Verstecken weißbemale Gestalten hervor. Ich war umringt. Unter den Macumba sah ich den zerlumpten, grotesk gekleideten Priester, der den Auftritt im Stop angeführt hatte. Er schwenkte seinen Totenkopfstab. Sein schwarzes Gesicht grinste mich mit bleckenden Zähnen an.

Diesmal konnte ich die Macumba-Anhänger nicht so leicht einschüchtern und einfach davongehen - das war mir klar. In der Hosentasche trug ich einen 38 er Smith & Wesson-Revolver, aber er hatte nur sechs Schuß, und zwei Dutzend Männer und Frauen umringten mich. Zudem spürte ich fast körperlich den Einfluß des Dämonischen, dem ich mit Kugeln allein nicht beikommen konnte.

Vor zwanzig Minuten hatte Jeff Parker einen Anruf von Domingo Marcial erhalten, der ihn sofort dringen zu sprechen wünschte, und das Penthouse verlassen. Sacheen und Machu Picchu blieben zurück. Das Fernsehprogramm war bereits beendet, die beiden jungen Mädchen saßen im Salon im Untergeschoß und versuchten sich zu verständigen. Es war nicht einfach. Sacheen sprach nur englisch und Machu Picchu nur alt-spanisch und Ketschua. Die Inka-Prinzessin versuchte aber, etwas Englisch zu lernen. Sacheen nannte ihr die Namen der Gegenstände im Zimmer und versuchte mit Zeichensprache, Begriffe zu erläutern.

Da hörten die beiden draußen vor der Tür Grunzen und Scharren. Sie gaben ihre Sprachübungen auf und lauschten angespannt und voller Angst. Kein Zweifel, da war jemand an der Tür. Jetzt pochte es. Und Machu Picchu und Sacheen waren allein. Niemand war da, der ihnen beistehen konnte.

Sacheen holte ihre sechs Meter lange Bullpeitsche, mit der sie meisterhaft umgehen konnte - sie hatte einmal bei einem Western-Zirkus gearbeitet - und eine 41er Remington-Pistole aus dem Gepäck. Jeff Parker hatte die Waffe bereits gespannt; man brauchte sie nur zu entsichern und abzudrücken.

Machu Picchu hatte eine große Scheu vor Schußwaffen. Sie nahm ein Fleischmesser aus der Schublade. Dann schlichen die beiden Mädchen zur Tür.

Im Flur war es dunkel. Gestank drang zu ihnen herein. Jemand rieb sich an der Tür, grunzte und quiekte.

Dann wurde an der Tür gerüttelt. Jeff Parker hatte von außen abgeschlossen.

„Wer ist da?“ fragte Sacheen entschlossen auf englisch, „Was hat das zu bedeuten?“

Niemand antwortete. Ein schwerer Körper warf sich gegen die Mahagonitür, die unter dem Anprall erzitterte.

„Wir müssen ins Obergeschoß“, sagte Sacheen zu Machu Picchu und deutete nach oben.

Die Inka-Prinzessin begriff. Als sie zur Treppe eilten, hörten die beiden Mädchen plötzlich ein Geräusch im Wohnzimmer. Siedendheiß fiel Sacheen ein, daß sie vor Jeff Parkers Weggang auf dem Dach herumspaziert waren und die Tür nicht versperrt hatten.

Die Unheimlichen mußten eingedrungen sein.

Sacheen nahm ihren ganzen Mut zusammen. Sie riß die Tür zum Wohnzimmer auf. Das Licht drinnen war gelöscht worden, aber aus dem Flur fiel eine Lichtbahn in den noch immer schmutzigen großen Raum. Zwei dunkle Gestalten bewegten sich auf sie zu.

„Hinaus!“ rief Sacheen und deutete mit der Peitsche auf die Tür.

Ein Grunzen war wieder zu hören. Eine der beiden Gestalten näherte sich der Tür. Als sie in die Lichtbahn trat, sah Sacheen, daß der Mann einen Schweinekopf hatte. Kleine Äuglein starrten sie an. Zähne bleckten in der Schweineschnauze.

Die Pistole entfiel Sacheens bebender Hand. Sie war vor Schreck gelahmt. Die zweite Gestalt, eine Frau mit einem unglaublich verschmutzten Abendkleid und einem Schweinekopf, unter dem sie groteskerweise eine sündhaft teure Brillantenhalskette trug, trat neben den Mann.

Sacheen vermochte kein Glied zu rühren.

Da sprang die Inka-Prinzessin wie eine Wildkatze vor. Machu Picchu zog dem Schweinemann das Fleischmesser quer durchs Gesicht, daß er aufquiekte und zurücktaumelte. Dann stach sie auf die Frau ein. Auch diese quiekte schrill und wich zurück.

Jetzt erst fiel die Starre von Sacheen ab. Sie hob die Pistole auf und schoß blindlings. Ihre Kugeln schlugen in die Wand

ein und sausten durch das Fenster, trafen aber niemanden. Das Krachen der Schüsse vertrieb jedoch die beiden Schweinemonster. Sie flohen auf das Dach hinaus.

Sacheen eilte ihnen nach und schloß die Tür. Das Penthouse hatte Leichtmetall-Rolläden, um Einbrüche zu erschweren. Sacheen ließ die Rolläden herunter. Zitternd lehnte sie sich mit dem Rücken gegen die Tür.

Draußen grunzten die beiden, hämmerten gegen die Läden und machten einen Höllenspektakel.

Machu Picchu faßte nach Sacheens Arm und zog sie zur Treppe, hinauf ins Obergeschoß. Das Hämmern an der Eingangstür wurde lauter.

Die beiden Mädchen warteten oben an der Treppe. Sacheen fiel nun ein, daß nur noch zwei oder drei Schüsse im Magazin der Pistole waren, aber um nichts in Welt wäre sie wieder hinuntergestiegen, um Munition aus dem Gepäck zu holen. Sie dachte an die fletschenden Zähne und die bösen Augen. Diese Ungeheuer mit den Schweineköpfen würden sie und Machu Picchu totbeißen, davon war sie überzeugt. Sie sehnte die Rückkehr von Dorian Hunter und Jeff Parker herbei. Dann traf sie ein neuer Schock.

Wenn Dorian oder Jeff ins Hochhaus kamen, würden sie den Monstern direkt in die Arme laufen. Sacheen und Machu Picchu konnten sie nicht warnen.

„Komm mit uns zu Viviana!“ sagte der Macumba-Priester zu mir. „Sie will dich sehen.“

Ich ging mit ihnen, denn ich war neugierig auf die Hexe; außerdem hätte ich im Moment ohnehin nicht entkommen können. Wir marschierten schweigend unter den hellen Sternen durch die Nacht, über die Hügel und durch den Rand des Stadtviertels Botafogo hinüber zum Corcovado, jenem

höchsten Hügel Rios, auf dem die berühmte zweiunddreißig Meter hohe Christusstatue stand. Der Marsch dauerte über eine Stunde. Im Wald, am unteren Hang des Corcovado, brannte ein Feuer. Getrommel hallte in die Nacht hinaus. Macumba-Anhänger tanzten, weiß bemalt und mit Tierblut bespritzt; alle waren halb oder ganz nackt. Am Rand des Feuerscheins wälzten sich Paare. Das Ritual endete in einer allgemeinen Orgie.

Die Herrin dieses Treibens lag auf einem breiten Diwan hingestreckt und beobachtete mit schläfrigem Blick ihre Anhänger. Sie war eine Frau um die Fünfundzwanzig, üppig gebaut, mit rotbraunem Haar, und sie trug nur einen knappen Tanga aus Silberlame; sie schien die Nachtkühle nicht zu spüren.

„Viviana“, sagte der Macumba-Priester zu ihr, „das ist der Mann, den du sehen wolltest.“

Von der Gruppe abgesehen, die mich hergeleitet hatte, kümmerte sich niemand um mich.

Viviana winkte mir, näher zu treten. Sie war ein bildschönes, rassiges Vollblutweib, aber der fanatische Glanz in ihren Augen warnte mich. Ihr Aufzug paßte so gar nicht zu dem ihrer Anhänger. Sicher hatte sie ihn nur gewählt, um mich zu umgarnen.

„Setz dich zu mir!“ sagte sie. „Du gefällst mir. Wie heißt du?“ „Dorian Hunter.“

„Du hast dich sicher gefragt, was all das zu bedeuten hat, Dorian. Nun, ich will dir sagen, was die Ziele der Macumba sind. In Brasilien wird die arme Mehrheit von der reichen Minderheit unterdrückt. Ein Militärregime übt mehr Macht aus als der Mann, der dem Namen nach Präsident ist. Freischärler führen im Untergrund einen blutigen Kampf, aber diese Freischärler werden die Verhältnisse keinesfalls ändern. Sie werden höchstens neue Unterdrücker anstelle der alten werden.“

Der Umsturz muß von einer anderen Gruppe kommen.“ „Von den Macumba etwa?“ Ihr fanatischer Blick schien mich zu durchdringen.

„Wir kämpfen für die unterdrückte Mehrheit der Armen und Minderbemittelten. Es wird nicht mehr lange dauern, dann ist die Macumba stark genug, sich gegen die Unterdrücker zu erheben. Einige einflußreiche Persönlichkeiten stehen auf unserer Seite.“

„Welche? Und weshalb sind sie für euch? Was haben sie zu gewinnen? Ihr müßtet doch gegen sie sein?“

Auf meine Frage nach den Namen ging sie nicht ein.

„Eine Elite wird es immer geben, Dorian, auch wenn die Güter gerechter verteilt sind. Wer für uns ist, der soll belohnt werden. Viele Arme in den Elendsvierteln müssen hungern, aber das wird bald vorbei sein. Die Reichen werden ihnen ihr Fleisch geben.“

„Welches Fleisch? Meinst du Lebensmittel?“

Sie lachte auf eine Weise, die mir einen Schauer über den Rücken jagte.

„Ich meine das Fleisch, das jeder Mensch hat - das Fleisch der reichen Schweine.“

Ich saß bei Viviana auf dem Diwan. Es war eine malerische Nacht. Das Treiben der Macumba-Anhänger rundum hatte etwas Unwirkliches. Die schöne junge Frau legte ihre Hand auf meine Schulter. Ein elektrischer Strom floß durch meinen Körper.

„Du bist doch auch für Gerechtigkeit und Chancengleichheit?“ fragte sie.

Diese Schlagworte irritierten mich. Hatte Viviana politische Ziele und wollte sie den Armen helfen? Oder war sie eine böse Hexe, die eine Herrschaft dämonischen Terrors verwirklichen wollte?

Sie winkte einem ihrer Anhänger. Er brachte zwei silberne Becher mit einem glasklaren Trank.

Viviana hob einen Becher und reichte mir den anderen.

„Auf das Ziel und die Erfüllung!“

Sie stürzte den Becher hinunter und sah mich auffordernd an. Ich schnupperte. Das Getränk roch gut, etwas nach Honig. Vorsichtshalber zog ich aber mein Kreuz aus der Tasche und hielt es in die helle Flüssigkeit. Sie wurde trübe und dunkel und begann zu zischen, zu brodeln und abscheulich zu stinken, wie Schweinekot. Ich schüttete das Dämonengebräu ins Feuer. Es zischte. Beißender, stinkender Qualm stieg auf.

Vivianas Gesicht verzerrte sich, als sie das Kreuz sah. Sie rutschte ein Stück auf dem weichen Lager zurück und streckte abwehrend eine Hand aus.

„Geh weg mit dem Ding!“ kreischte sie. „Los, Macumba, packt ihn und flößt ihm den Trank mit Gewalt ein!“

Es war nun höchste Zeit für mich, zu verschwinden. Die schöne sinnliche Viviana schaute mich nicht mehr verführerisch an. Ihre Anhänger rückten näher.

Ich sprang auf, über das hochlodernde Feuer hinweg und durchbrach den Ring der Macumba-Anhänger. Sie waren zu benommen von dem zu einer Orgie entartenden Ritual, von dem Getanze und Getrommel und den sinnbetörenden Dämpfen.

Ein paar Macumba-Leute stieß ich hart zur Seite. Ich traf sie mit Fäusten und Füßen, kämpfte mir den Weg frei und tauchte in einer Buschgruppe unter. Hinter mir hörte ich wütendes Gebrüll. Die Macumba jagten mich, aber so leicht konnten sie mich auf dem zerklüfteten, mit Büschen und niederen Bäumen bewachsenen Berghang nicht entdecken und einholen.

Einmal kam ich auf meiner Flucht an einem kleinen Talkessel vorbei, der von einem Gatterzaun umgeben war. Was

sich unten in dem tiefen Tal befand, konnte ich nicht erkennen, aber es stank abscheulich wie im Schweinestall, und Grunzen und Quieken tönte zu mir herauf. War der Talkessel ein Schweinekoben, in dem jemand - vielleicht sogar die Macumba - eine Schweineherde zusammengetrieben hatte?

Links von mir krachte eine Schrotflinte, doch die Ladung verfehlte mich. Hinter einer Felsgruppe kamen fünf Männer hervor. Einer von ihnen hatte seinen nackten Oberkörper weiß bemalt. Ohne jeden Zweifel gehörte er zu den Macumba. Die fünf waren die Wächter des Schweinekobens. Ich rannte schneller und konnte die Macumba abhängen, aber ich mußte einen weiten Bogen schlagen, um wieder in die Stadt zu gelangen.

Um halb vier Uhr morgens gelangte ich in den Stadtteil Rio Comprido, todmüde und übel gelaunt. Nach dem Flug, den turbulenten Ereignissen des Abends und der Flucht vor den Macumba fühlte ich mich wie zerschlagen. Es dauerte jedoch noch eine Weile, bis ich ein Taxi fand.

Der Fahrer brachte mich nach Copacabana hinüber, in die Barao de Ipanema zum Hochhaus. Er fuhr ein Stück weiter, sah mich ängstlich an und hatte es sichtlich eilig, mich loszuwerden. Wahrscheinlich hatte er die Gerüchte über dieses Hochhaus gehört. Er bekreuzigte sich, als ich ausgestiegen war.

Ich ging zum Hochhaus und fluchte bereits im voraus über die zwanzig Stockwerke, die ich würde hochsteigen müssen. Ein Nachtportier hing schläfrig hinter der Rezeption. Als ich hereinkam, riß er die Augen auf.

Ich nickte ihm kurz zu und ging zur Treppe. Auf dem ersten Treppenabsatz blieb ich stehen und schlich dann leise zurück.

Er telefonierte, wie ich es erwartet hatte. Was er sagte, konnte ich nicht verstehen.

Als er den Hörer auflegte, ging ich zu ihm und packte ihn am Kragen. „Mit wem hast du gesprochen?“

„Mit meiner Frau, Senor.“

„So, mit deiner Frau? Heißt sie etwa Macumba, eh? Ich will jetzt wissen, was hier vorgeht. Aber schnell! Sonst bekommst du eine Tracht Prügel, an die du denken wirst.“

Ihm traten vor Angst die Augen aus den Höhlen.

„Senor, ich schwöre, ich weiß von nichts. Ich bin nur ein kleiner Mann und tue, was mir gesagt wird. Was hier im Hochhaus vorgeht, weiß ich nicht, und ich will es auch gar nicht wissen. Am liebsten würde ich überhaupt nicht mehr hierher kommen.“

Ich schüttelte ihn ein paarmal durch. „Wem hast du mitgeteilt, daß ich gerade zurückgekommen bin? Los, antworte!“

„Ich - ich kenne nur die Telefonnummer. 44-6513. Wenn ich nicht tue, was die Macumba wollen, bin ich verloren - und meine Familie auch.“

Er flennte fast. Ich ließ ihn los, denn ich hatte ohnehin nie die Absicht gehabt, ihn zu schlagen.

„Wer mit Dämonendienern paktiert, kann leicht mit ihnen zur Hölle fahren“, sagte ich. „Überleg dir das, Nachtportier!“

Ohne mich weiter um ihn zu kümmern, stieg ich die Treppe hoch. Der Gestank im Hochhaus war noch übler geworden. Hinter den Türen herrschte ein unheimliches nächtliches Treiben. Auf ein paar Etagen war die Beleuchtung ausgefallen. Dreimal glaubte ich huschende Schatten in der Dunkelheit zu sehen.

Ich blieb stehen, das Kreuz in der einen, den Revolver in der anderen Hand. Als nichts geschah, stieg ich weiter hoch.

Die Lifts waren schon seit vierzehn Tagen kaputt, hatte der triefäugige Portier mir gesagt. Die Aufzugsfirma weigerte sich, Monteure herzuschicken; die Leute hatten Angst.

Im Aufgang zum Penthouse und im Flur lag frischer Kot. Ich

klingelte und klopfte.

„Wer ist da?“ fragte Jeff Parker.

„Dorian Hunter.“

Die Tür wurde geöffnet. Jeff sah mich über einen Pistolenlauf hinweg an und entfernte die Sicherheitskette.

„Dorian, ein Glück, daß du da bist! Hör dir an, was Sacheen und Machu Picchu erlebt haben, während ich fort war.“

Im Wohnzimmer erfuhr ich, daß Jeff zu einem dringenden Gespräch mit Domingo Marcial abberufen worden war und Schweinemonster die beiden Mädchen angegriffen hatten. Kurz vor Jeffs Rückkehr waren sie wie auf ein geheimes Signal verschwunden.

In den Gesichtern der beiden Mädchen stand noch die Angst. Machu Picchu flüchtete in meine Arme.

„Ich denke daran, den Traum meines Lebens zu beenden“, flüsterte sie mir ins Ohr. „Diese Welt hat zu viele Schrecken für mich.“

Ich zog sie an mich. „Ich bin bei dir, Machu. Und ich werde dich jetzt nicht mehr allein lassen. Den Dämon in der Inkastadt habe ich getötet, den Bann des tödlichen Alptraums gebrochen, ich werde dir auch hier in Rio beistehen. Sei dessen gewiß!“

So sicher war ich meiner Sache nicht, wie ich tat. Jede Auseinandersetzung mit den Dämonen war eine Sache auf Leben und Tod. Doch ich wollte Machu Picchu, die schon verängstigt genug war, nicht auch noch mit meinen Zweifeln verunsichern.

„Kommt!“ sagte ich zu den anderen. „Wir werden in eine der Wohnungen hier im Hochhaus eindringen und uns die Bewohner einmal näher ansehen.“

Wir zogen los, allesamt bewaffnet. Ich klopfte an die erstbeste Tür. Nichts regte sich dahinter. Daraufhin rannte ich ein paarmal mit der Schulter gegen die Tür, bis sie aufflog.

In der Wohnung herrschte ein übler Gestank. Sie sah nicht besser aus, als wir das Penthouse vorgefunden hatten, aber sie war leer; von den Bewohnern war keine Spur zu entdecken. Auch einen Stock tiefer, wo wir noch einmal in eine Wohnung eindringen, fanden wir niemanden.

Es scherte mich wenig, daß wir uns mit Gewalt Zutritt zu den Wohnungen verschafften. Nachdem wir die zweite Wohnung durchsucht hatten, kehrten wir ins Penthouse zurück, denn die beiden Mädchen hatten Angst. Jeff Parker war hundemüde, und ich hatte keine Lust mehr; außerdem schmerzte meine Schulter.

Im Penthouse verrammelten wir alle Türen. Von dem abgeschnittenen Schweinekopf, den ich im Stop hinter der Bühne gesehen hatte, und meinem Abenteuer mit der Hexe Viviana und ihren Anhängern hatte ich den anderen nichts Genaues erzählt. Die Mädchen wollte ich nicht noch mehr ängstigen und Jeff Parker benahm sich mir gegenüber so geheimnisvoll, daß ich keinen Grund sah, offen zu ihm zu sein.

Im Penthouse nahm ich Jeff zur Seite.

„Wir sollten hier ausziehen“, sagte ich. „Die Räume sehen wie ein Schweinestall aus, und im Haus geht es nicht mit rechten Dingen zu.“

„Ich muß unbedingt hierbleiben, Dorian. Es geht nicht anders. Es tut mir leid, daß ich dir den Grund nicht sagen kann. Ich muß um dein Verständnis und dein Vertrauen bitten.“

„Ich dachte, wir sind Freunde, Jeff.“

„Nicht einmal meinen besten Freund darf ich einweihen, wenn er ein Außenstehender ist.“

Ich ließ Jeff ohne ein weiteres Wort stehen und ging zu Machu Picchu ins Obergeschoß. Mit zwei Couchs, die noch recht passabel aussahen, hatten wir ein Lager für die Inka-Prinzessin und mich bereit. Im Schlafzimmer, im Untergeschoß stank es mir zu sehr. Erbittert über Jeffs

Geheimnistuerei und die Aussicht, noch weitere Zeit in diesen dreckigen, stinkenden und verwahrlosten Räumen verbringen zu müssen, kleidete ich mich aus. Als ich gerade das Licht löschen wollte, schlug Machu Picchu die Decken zurück.

Sie war nackt und streckte die Arme nach mir aus.

„Laß mich die Schrecken dieser Welt vergessen, Dorian! Komm! Wir wollen glücklich sein.“

Ich legte mich zu ihr, und die Leidenschaft ließ uns Dämonen und Gefahren vergessen. Als ich endlich todmüde einschlief, dachte ich noch, was für ein seltsames Paar wir waren - der Dämonenkiller und die Traumprinzessin.

Machu Picchus Körper trieb durch das Meer, umspielt von bunten Fischen der Südsee. Sie war schön wie eine schlafende Göttin, und die magische Aura vertrieb die Räuber der See. Nur die bunten schönen Fische durften sie begleiten.

Die träumende Prinzessin näherte sich einem farbenprächtigen Korallenriff. Sie glitt durch eine schmale Rinne in die bunte Wunderwelt des Atolls. Alle Farben hatten die Korallen, Algen, Tang und Unterwasserfelsen wuchsen hier auf den Korallenstöcken und dem Meeresboden.

Klar und unbewegt war das Wasser, durchflutet von der südlichen Sonne. Seesterne und Muscheln, Seeanemonen und Austern gab es, Schnecken, Garnelen und Hummer, violettrot, grün, orange und schwarz. Kleine Garnelen schillerten in allen Regenbogenfarben. Polypen gab es, Korallen- und Papageienfische, Röhrenwürmer mit pfauenaugenartigen Kiemen. Der mörderische Barracuda floh, als er die Schlafende sah, In dieser Wunderwelt kam sie zur Ruhe und träumte ihren Lebenstraum an der Seite des Dämonenkillers in Rio. Bunte Fische umkosten ihr lächelndes Gesicht.

Da näherte sich ein Boot, Ein schwarzhaariges Mädchen

ruderte durch die Lagune zu Machu Picchu. Sie entkleidete sich bis auf einen knappen Bikini, tauchte hinab zu der Schlafenden und legte ein Tau um ihr Fußgelenk. Dann stieg sie wieder hoch ins Boot, ruderte auf den weißen, von Palmen gesäumten Strand der Atollinsel zu, summt ein Lied und genoß die Sonne, die herbe Salzwasserluft und die leichte Brise auf der nackten Haut.

Die Träumende, emporgestiegen im Wasser, folgte dem Boot und lächelte sanft im Schlaf.

Ich schlief bis zum frühen Nachmittag, denn ich war erschöpft. Als ich erwachte, hatte Sacheen den Kaffee fertig. Machu Picchu hatte ihr dabei nicht helfen können; für sie war eine Kaffeemaschine ein unbegreifliches Wunderwerk.

Jeff Parker saß unrasiert am Tisch. Er machte ein sorgenvolles Gesicht. Nachdem ich die erste Tasse Kaffee getrunken hatte, sagte ich ihm, was ich mir überlegt hatte.

„Wir müssen von hier verschwinden Jeff. Es ist zu gefährlich. Die beiden Mädchen können wir auf keinen Fall länger im Haus lassen.“

Jeff weigerte sich entschieden. Seine Sturheit machte mich wütend. Wir bekamen einen handfesten Streit - den ersten, seit wir uns kannten.

„Du mußt total übergeschnappt sein, in diesem Hochhaus zu bleiben!“ schrie ich. „Es gehört den Macumba. Ist dir das nicht klar? Was willst du hier eigentlich? Dein Vicente Neiva, auf den du so große Stücke hältst, war seit der Einweihung des Hauses nicht mehr hier.“

Jeff schüttelte den Kopf, „Du bist falsch informiert, Dorian. Dieses Haus gehört nicht den Macumba, wenn sie es auch im Augenblick kontrollieren. Und Vicente Neiva war sehr oft hier, wenn uns der Portier auch etwas anderes vorgelogen hat. Es ist

dringend erforderlich, daß ich hierbleibe. Wenn ihr ausziehen wollt - bitte. Ich halte euch nicht zurück. Am Copacabana-Strand gibt es sehr schöne Hotels.“

Aufgebracht würgte ich ein paar Bissen Brot hinunter. Im Stich lassen würde ich Jeff nicht, das wußte ich, und wenn das ganze Hochhaus von Dämonen bevölkert war. Jeff wußte das auch, und das brachte mich noch mehr auf.

Ich stürzte den Kaffee hinunter und steckte mir eine Zigarette an. „Sag mir wenigstens, was hier vorgeht und weshalb du unbedingt in diesem Dreckstall ausharren willst, Jeff!

„Bedauere, Dorian, ich darf nichts sagen. Du wirst bald alles erfahren, aber solange muß ich dich um Geduld bitten.“

„Nun gut.“ Ich stand auf. „Du wirst hoffentlich nichts dagegen haben, daß ich mit den Mädchen zum Copacabana-Strand fahre. Nach den Schrecken dieser Nacht haben sie eine Erholung verdient. Bis heute abend sind wir wieder zurück.“

„Das ist mir sogar sehr recht. Ich wünsche euch viel Vergnügen.“

Nerven hatte er!

Ich sagte Sacheen und Machu Picchu Bescheid. Wir packten ein paar Sachen zusammen und zogen los. Jeff blieb allein zurück. Ich war mächtig sauer auf ihn. Vielleicht hätte ich ihn nicht allein lassen sollen, aber dann hätte er mir schon ein wenig entgegenkommen müssen.

Als Dorian Hunter und die beiden Mädchen gegangen waren, holte Jeff Parker das Ding aus seiner Reisetasche, das er in der vergangenen Nacht von Domingo Marcial erhalten hatte. Es war ein Spezialdietch, mit dem man auch Sicherheitsschlösser öffnen konnte. Jeff steckte noch eine Pistole ein, ein silbernes Kreuz, eine gnostische Gemme und

verließ so ausgerüstet das Penthouse.

Er hätte Dorian Hunter jetzt gern an seiner Seite gehabt, aber er hatte ein Gelübde abgelegt und durfte ihn nicht einweihen. Jeff wußte, daß sich in dem Hochhaus der Logentempel der okkultistischen Freimaurer von Rio de Janeiro befand, mehr noch, daß dieses Hochhaus den Freimaurern gehörte. Was war mit den Freimaurern geschehen? Denn offensichtlich wurde das Hochhaus jetzt von der Macumba kontrolliert. Und vor allem, was war Vicente Neiva passiert, dem Großmeister der Loge?

Jeff suchte die Beantwortung all dieser Fragen im Hochhaus. Zunächst tappte er die Stufen der zwanzig Stockwerke hinunter und wandte sich an den Portier in der Halle. Das portugiesische Wort für Freimaurer kannte er wenigstens. Er fragte den triefäugigen Stoppelbart, der sich schon am Vortag so unfreundlich gezeigt hatte.

Der Portier hob nur die Schultern und tat, als verstünde er nichts. Jeff sah, daß er so nicht weiterkommen würde. Er begann die Suche auf eigene Faust.

Im zweiten Stock öffnete er mit dem Spezialdietrich eine Wohnungstür. In der Wohnung sah es recht manierlich aus, aber er fand keine lebende Seele. Er versuchte es daraufhin im dritten und im vierten Stock. Die Wohnung im vierten Stock war verwahrlost und schmutzig; einige Wände waren niedergerissen. Man konnte in andere Wohnungen gelangen. Überall stank es scheußlich.

Jeff hörte Schritte und Rascheln. Als er in die Wohnung gelangte, aus der er die Geräusche gehört hatte, sah er eine Gestalt um die Ecke verschwinden. Jeff eilte hinterher, doch der Mann war verschwunden. Schon wollte er die nächste Etage aufsuchen, da hörte er aus einer Wohnung gellende Hilfeschreie. Er rannte hin und fingerte mit dem Dietrich am Sicherheitsschloß der Wohnungstür herum.

In der vergangenen Nacht hatte er Dorian den Dietrich nicht zeigen wollen, sonst wäre der sicher auf die Idee gekommen, das ganze Hochhaus zu durchstöbern; das wollte Jeff aber allein machen.

Endlich hatte er die Wohnungstür offen. Er rannte ins Schlafzimmer, aus dem er einen weiteren Schrei hörte - den Schrei einer Frau. Jeff riß die Tür auf und sah einen Mann mit einer schwarzen Seidenkapuze. Er schüttelte wütend eine junge hübsche Frau an den Schultern und schlug ihr ins Gesicht. Der Mann war so in Rage, daß er Jeff nicht bemerkte.

Der sah sich um und riß im Flur ein Bein von einem Rauchtischchen mit Glasplatte. Das Tischbein schlug er dem Maskierten über den Kopf.

Der Mann mit der Kapuze brach zusammen.

Mit entsetzten Augen starrte die junge Frau Jeff an.

„Mein Mann“, stammelte sie. „Hoffentlich - haben Sie ihn - nicht erschlagen.“

Sie sprach englisch.

„Das ist Ihr Mann? Weshalb läuft er dann maskiert hier herum? Und weshalb schlägt er Sie?“

„Ich habe die Kapuze von seinem Gesicht gezogen, als er schlief. Oh, es war schrecklich! Den Anblick werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Mein armer Jack!“

Nun wollte Jeff doch wissen, wie der Mann aussah. Er bückte sich und wollte ihm die Kapuze vom Gesicht ziehen, da hörte er hinter sich ein Geräusch. Als er sich umdrehte, stürzten sich vier Kapuzenträger auf ihn. Einer schlug Jeff die Pistole aus der Hand. Jeff wehrte sich aus Leibeskräften, aber die vier Männer waren stärker. Obwohl Jeff wild um sich schlug und trat, vermieden sie es, ihm weh zu tun. Sie rangen ihn nieder; zwei preßten ihn auf den Boden und hatten seine Arme nach hinten gedreht, so daß er auf dem Bauch lag, die anderen

beiden brachten den Vermummten fort, den Jeff niedergeschlagen hatte. Sie kamen noch einmal wieder und führten die schluchzende Frau weg, die willenlos mitging; dann ließen die beiden Maskierten Jeff los und liefen davon. Jeffs Pistole nahmen sie mit.

Jeff Parker erhob sich; ihm war nichts geschehen. Kopfschüttelnd schaute er hinaus auf den Flur, aber er sah niemanden mehr. In einem der oberen Stockwerke hörte er ein schrilles Quieken, das gleich darauf abbrach.

Da er seinen Erkundungsgang nicht ganz ohne Waffe fortsetzen wollte, sah Jeff sich in der Küche der Wohnung nach einem geeigneten Messer um. Er fand ein langes, scharfes Fleischermesser und schob es in den Gürtel.

Jeff war verwirrt und erbost. Er verstand einfach nicht, was in dem Hochhaus vorging. Als er zum nächsten Stock hinaufstieg, kam ihm einer der Pagen entgegen, die zum Personal des Apartmenthauses gehörten. Er hatte eine Zigarettenkippe im Mund und schaute Jeff frech an. Als er grinsend an Jeff vorbeiging, grunzte er wie ein Schwein.

Da war es mit Jeffs Selbstbeherrschung vorbei. Er packte den Pagen, stieß ihn gegen die Wand und setzte ihm das Messer an die Kehle.

Der Page wurde blaß unter der sonnengebräunten Haut.

„Francmacon?“ fragte Jeff.

Das hieß Freimaurer.

„Decimo“, antwortete der Page.

Das bedeutete zehnte. Er meinte die zehnte Etage. Jeff gab dem Pagen einen Stoß, daß er davontaumelte, und eilte hinauf in die zehnte Etage. Hier verschnaufte er erst einmal, denn wenn er sich auch mit allerlei Sportarten fit hielt und einen drahtigen Körper hatte, so war er doch schon an die Vierzig; er sah mit seinem jungenhaften Gesicht allerdings einige Jahre

jünger aus.

Als er sich in der zehnten Etage im Hauptkorridor und den drei Nebenkorridoren umsehen wollte, traten ihm plötzlich vier Vermummte in den Weg. Sie fuchtelten mit den Händen herum und bedeuteten Jeff umzukehren. Aber nachdem er schon so weit vorgedrungen war, ließ er sich nicht mehr ins Bockshorn jagen. Entschlossen ging er weiter.

Ein Maskierter faßte ihn am Arm. Jeff schüttelte seine Hand ab. Er fragte sich, was sich wohl unter den schwarzen Seidenkapuzen verbarg.

Die Maskierten wollten ihn packen. Jeff riß sein langes Messer aus dem Gürtel und zeigte es ihnen drohend.

„Verschwindet, ihr Kapuzenknilche!“ rief er auf englisch. „Sonst werde ich euch Beine machen!“

Zu seiner Überraschung antwortete einer der Maskierten mit seltsam grunzender, kaum noch verständlicher Stimme in englisch: „Gehen Sie nicht weiter! Wir meinen es gut mit Ihnen.“

„Dann zeigt mir eure Gesichter!“

„Nein, gehen Sie! Es ist besser für Sie.“

„Dann geht zum Teufel! Ich will zur Loge der okkultistischen Freimaurer. Ich will Vicente Neiva sprechen, den Großmeister. Er erwartet mich.“

Die Maskierten schwiegen. Jeff wich etwas zurück und stürzte dann plötzlich auf sie los, das blanke Messer vorgestreckt. Er verzerrte das Gesicht zu einer wütenden Grimasse, und drei Vermummte wichen erschrocken zurück. Der vierte aber gab grunzende Laute von sich, zuckte, schüttelte den Kopf und stürzte sich plötzlich wie von Sinnen auf Jeff Parker. Er versetzte dem millionenschweren Playboy einen Faustschlag, der ihn zu Boden streckte, und dann war er über ihm.

Jeff wollte seinen Kopf zurückdrücken und spürte, daß sich unter der Seidenkapuze kein menschliches Gesicht verbarg, sondern eine Schnauze. Wieder grunzte der Vermummte. Jeff konnte gerade noch die Hand wegziehen.

Der drahtige Jeff konnte den Gegner abschütteln. Die anderen drei Maskierten sahen zu, ohne einzugreifen. Als der Vermummte wieder auf ihn losstürzte, wild grunzend, die Hände wie Klauen vorgestreckt, rannte Jeff ihm das Messer in die Brust.

Der Vermummte mit der Figur und der Kleidung eines etwas beleibten Mannes und dem unmenschlichen Schädel unter der Seidenkapuze blieb stehen, als sei er gegen eine Mauer gerannt. Jeff hatte ihn genau ins Herz getroffen. Der Vermummte brach zusammen und rührte sich nicht mehr.

Jeff zog das Messer aus der Wunde und wandte sich den drei anderen zu. „Kommt mir ja nicht zu nahe!“

Die Vermummten eilten davon, als Jeff zwei Schritte auf sie zumachte. Jeff beugte sich herab und zog dem Mann, den er erstochen hatte, die Kapuze vom Gesicht. Er fuhr zurück, denn er sah den Kopf eines Schweines vor sich. Die Schnauze mit den aufgeworfenen Nüstern stand im Tod halb offen, die rauhe Zunge hing heraus.

Waren alle Vermummten solche Geschöpfe? Jeff wußte jetzt, was die Frau gesehen hatte, in deren Wohnung er einige Minuten zuvor eingedrungen war.

Was Sacheen ihm in der Nacht von dem Mann und der Frau mit den Schweinegesichtern erzählt hatte, hatte Jeff skeptisch beurteilt; zwar hatte er nicht geglaubt, daß Sacheen sich die Geschichte aus den Fingern gesogen hatte, aber er kannte das Wirken der Schwarzen Familie und der Dämonen und wußte, wie leicht man einem Menschen etwas vorgaukeln konnte. Man brauchte kein großer Dämon oder Magier zu sein, um jemandem mit dem Kopf eines Schweines, Esels oder sonst

eines Tieres zu erscheinen; das waren billige Anfängertricks. Hier aber hatte Jeff es mit keinem Trick zu tun. Der Schweineschädel vor ihm war echt; und er saß auf den Schultern eines Menschen.

Jeff ging weiter. An den Türen in der zehnten Etage waren die Namensschilder entfernt worden. Nach dem ersten Seitenkorridor trennte eine undurchsichtige Glaswand den Hauptkorridor ab. An der Tür hatte einmal ein Schild gehangen, doch es war entfernt worden. Auf der Schwelle eingemeißelt sah Jeff das Emblem aus Hammer, Kelle und Winkelmaß - das Zeichen der Freimaurer.

Hier war er richtig. Mit dem Spezialdietrich machte er sich an der Tür zu schaffen, und bald hatte er sie offen.

Dieser Teil des zehnten Stockwerks war räumlich anders aufgeteilt. Vor den Fenstern waren die schweren Stores zugezogen. Es war düster.

Langsam pirschte Jeff sich durch die Vorhalle - die Halle der verlorenen Schritte, wie sie genannt wurde. Als er sich einer der sieben Türen im Hintergrund näherte, redete ihn eine grunzende Stimme an.

„Keinen Schritt weiter, Jeff Parker! Lies zuerst das und erfahre, was mit den Brüdern von der Loge der okkultistischen Freimaurer in Rio geschehen ist!“

Ein Arm kam aus dem Türspalt und warf Jeff ein engbeschriebenes Blatt Papier vor die Füße. Die Tür blieb etwas offen, doch wer immer sich dahinter befand, er zeigte sich nicht.

Jeff nahm das Blatt Papier, warf einen flüchtigen Blick darauf, doch er konnte die Schrift in der Dunkelheit nicht lesen; sie kam ihm aber bekannt vor. Er ging zurück, zu einem der großen Fenster, und zog den Vorhang auf.

Strahlendes Sonnenlicht flutete herein. Jeff sah sich in der Vorhalle um. Zu seiner Linken war eine Empfangsloge, jetzt

verlassen. An der Wand der Loge hing ein Gemälde von Christianus Rosencreutz, ein Idealbild dieses Mannes, der von 1378 bis 1484 gelebt und die Bruderschaft der Rosenkreuzer gegründet hatte, aus denen Jahrhunderte später die okkultistischen Freimaurer hervorgegangen waren. Die Wände der Vorhalle, ganz in Holz getäfelt, waren mit Schnitzereien verziert, die abwechselnd streng geometrische Figuren und Szenen der einzelnen Weihen der Freimaurer darstellten.

Jeff Parker las nun das, was auf dem Blatt Papier stand. Es war Vicente Neivas Schrift. Er kannte sie, weil Neiva ihm einmal einen handgeschriebenen Brief und ein anderes Mal eine Notiz geschickt hatte. Jeff sah auch die Unterschrift: *Vicente Neiva, Großmeister der Loge der okkultistischen Freimaurer*. Er begann zu lesen, staunend und fassungslos zunächst, dann tief erschüttert. Und er erfuhr endlich, was es mit den ungeheuerlichen Vorkommnissen in Rio auf sich hatte und was mit der Loge der okkultistischen Freimaurer geschehen war.

Vicente Neiva war nach der Flucht aus der Villa des Mannes, der sein Nachfolger in der Freimaurerloge werden sollen, ziellos durch die Nacht geirrt. Er war verzweifelt; wenn er eine Waffe gehabt hätte, vielleicht hätte er sich in diesen schwarzen Stunden erschossen. Er hatte es nicht glauben wollen, hatte die Nachrichten als Gerüchte abgetan, und jetzt erfuhr er am eigenen Leib die schreckliche Wahrheit: Er verwandelte sich in ein Schwein. Während sein Körper bis zum bitteren Ende menschlich bleiben würde, wenn die Nachrichten stimmten, war sein Kopf zu dem eines Schweines geworden. Er, der elegante Vicente Neiva, den immer alle wegen seiner blendenden Erscheinung bewundert hatten, trug den Kopf eines Schweines.

Neiva wußte nicht, was er tun sollte. Nach Hause zu seiner

Frau wollte er nicht, denn so sollte sie ihn nicht sehen. Bei der Loge der Freimaurer mochte er auch keine Zuflucht suchen, denn die Freimaurer waren entschiedene und erbitterte Gegner der Macumba. Ihn, der vom Fluch der Macumba befallen war, würden sie vielleicht sogar töten, wenn er in die Räume der Loge einzudringen versuchte.

Natürlich war den Freimaurern aufgefallen, daß das Hochhaus, in dem ihre Loge untergebracht war, mehr und mehr verkam. Aber die Hausverwaltung und die Angestellten hatten tausend Ausreden. Eine Gesellschaft hatte von den Freimaurern die Instandsetzung des Hauses und die laufenden Arbeiten übertragen bekommen; doch es besserte sich nichts. Neiva und seinen Logenbrüdern war klar, daß die Macumba dahintersteckten. Die Sekte wollte die Freimaurer verhöhnen und provozieren. Was in den Wohnungen im Hochhaus vorging, wußte Neiva nicht, aber öfter waren im Haus Schweinemonster gesehen worden, wie sie in letzter Zeit Rio unsicher machten. Von der Presse wurden sie auf Geheiß der Regierung ängstlich totgeschwiegen.

Als die Loge bei der letzten Versammlung energische und einschneidende Maßnahmen beschloß, war es zu spät. Am nächsten Tag begann die gräßliche Verwandlung Vicente Neivas, die ihn innerhalb von drei Tagen zu einem Schweinemonster gemacht hatte.

Neiva wanderte über die Hügel nach Encantado. Er schlich durch die Vorstadt, wich dem Licht der Straßenlampen aus. Auf einmal überkam ihn ein Jucken am ganzen Körper. Der Juckreiz wurde übermächtig. Neiva suchte sich einen Baum, stellte sich mit dem Rücken dagegen und rieb sich wohlighunzend daran wie ein Schwein. Dann wurde ihm bewußt, was er da tat, und er eilte beschämt weiter. Er überquerte die Bahnlinie, erreichte das Postamt und das Fabrikgelände an der Avenida Amaro Cavalcante, eilte über die Straße, die um diese Zeit - gegen drei Uhr morgens - wie ausgestorben war, von

wenigen Autos abgesehen, und tauchte im Fabrikgelände unter.

Neiva atmete auf. Als er an der Mauer eines Fabrikgrundstückes entlangschlich, hörte er ein Scheppern und grunzende Geräusche. Vorsichtig schlich er weiter.

Und dann sah er es. Eine Reihe von Mülltonnen stand hier und wartete auf die Müllabfuhr. In den Mülltonnen wühlten Schweinemänner und -frauen, Monster gleich ihm. Sie fraßen Abfall und steckten die Schnauzen in die Mülltonnen.

Obwohl Neiva sich völlig ruhig verhalten hatte, wurde er entdeckt. Vielleicht witterten die Schweinemonster ihren Artgenossen. Zwei kamen auf Neiva zu, stießen ihn mit den Händen an und beschnüffelten ihn mit den Schnauzen. Sie grunzten etwas.

„Du bist ein Neuer“, brachte ein Schweinemann mit kaum verständlicher, grunzender Stimme hervor. „Wie lange hast du es schon?“

Neiva bemühte sich aus Leibeskräften, konnte aber nur grunzen.

Der Schweinemann patschte ihm auf die Schulter. „Friß mit uns!“

So weit konnte Neiva sich nicht überwinden. Er sah den ändern zu. Würde auch er einmal so weit sinken? In einer dunklen Ecke wälzte sich ein Schweinemann grunzend auf eine Schweinefrau. Sie kümmerten sich nicht um andere; sie benahmen sich wie Tiere. Andre folgten ihrem Beispiel. Und wieder andere suhlten sich in einer Pfütze.

Neiva überlief es glühendheiß. Nackte Männer und Frauen mit Schweineköpfen wälzten sich im Dreck, suhlten sich wohligh grunzend. Am schlimmsten aber war, daß Neiva ebenfalls ein Verlangen nach einem solchen Suhlbad überkam. Er mußte sich beherrschen, um sich nicht auch in die Pfütze zu werfen.

Mit einem Quieken drehte er sich um und flüchtete in die Nacht. Hinter sich hörte er das Grunzen seiner Artgenossen. Er irrte durch den Stadtteil Meier mit seinen engen Straßen und winkligen Gassen. Ein paarmal schlugen Hunde an, als er vorüberkam. Dann hörte er vor sich gellende Hilfeschreie.

Er blieb im Dunkeln einer Einfahrt stehen und schaute, was sich da auf dem kleinen Platz abspielte.

Bei einem Brunnen waren zwei dunkle Gestalten über ein Pärchen hergefallen. Mochte der Teufel wissen, was sie jetzt noch auf der Straße zu suchen hatten. Zwischen den Hilferufen hörte Neiva Grunzen und Quieken. Als die junge Frau in den Lichtschein einer Straßenlampe flüchtete, sah er einen Schweinemann, der sie verfolgte, packte und ihr in die Schulter biß, als sei er von Sinnen oder tollwütig.

Lichter gingen nun an. Leute schauten aus den Häusern. Als beherzte Männer auf die Straße kamen, floh der Schweinemann. Die andere dunkle Gestalt, sicher ebenfalls ein Schweinemonster, folgte ihm. Sie rannten in eine enge Gasse und verschwanden.

Eine erregte Menschengruppe versammelte sich auf der Straße.

„Wieder ein Angriff dieser Ungeheuer“, hörte Neiva eine aufgeregte Stimme. „Wir müssen die Macumba holen. Nur sie werden mit den Schweinebiestern fertig.“

„Ich habe gehört, in Ramos drüben haben sie ein Kind zerrissen.“

Die tollsten Gerüchte waren im Umlauf. Gerüchte, wie sie auch Neiva gehört hatte, ohne ihnen Glauben zu schenken. Gerüchte von Leuten, die Schweineköpfe hatten und sich wie Tiere oder sogar wie reißende Bestien benahmen. Sie tauchten nur bei Nacht auf. Die Polizei und das Militär sollten schon etliche erlegt haben. Wo sie herkamen, wußte niemand.

Neiva hörte die Sirene eines Streifenwagens. Der

Streifenwagen bog um die Ecke, hielt an. Zwei Polizisten mit gezogenen Waffen stiegen aus.

„Was ist hier los?“ fragte der eine.

Die Anwohner berichteten von dem Angriff der Schweinemänner. Das verletzte und geschockte Pärchen erzählte, die beiden hätten sie plötzlich angefallen. Der Mann und das junge Mädchen hatten Bißwunden abbekommen.

„Sie müssen in eine Spezialklinik“, sagte der eine Polizist. „Eine Impfung mit einem speziellen Serum ist erforderlich. Ich werde gleich über Funk einen Krankenwagen anfordern.“

Während er ins Funkmikrofon sprach, sah sein Kollege sich mißtrauisch um und kontrollierte die Umgebung. Im Osten verkündete dämmerndes Licht den neuen Tag.

Der Polizist sah Vicente Neivas Gestalt undeutlich im Torbogen der Einfahrt.

„Kommen Sie mit erhobenen Händen heraus!“ rief er.

„Ich habe nichts getan“, brachte Neiva mit grunzender Stimme hervor.

Der Schreck und die Angst ließen ihn teilweise die Gewalt über seine Stimmbänder wiedererlangen, „Da ist eins von den Schweineungeheuern!“ schrie ein Mann unter den Zuschauern.

Der Polizist schoß sofort. Neiva hörte das Krachen der Schüsse. Kugeln zischten scharf an ihm vorbei. Er floh, vom Selbsterhaltungstrieb getrieben. Der Polizist schoß hinter ihm her, aber er traf Neiva nicht. Der stieg über ein paar Mauern und Zäune, flüchtete durch Hinterhöfe und Gartengrundstücke. Die über Funk verständigten Streifenwagen konnten ihn nicht aufstöbern.

Keuchend blieb Neiva schließlich stehen. Er war völlig fertig. Ihm fiel ein, daß einer seiner Logenbrüder in der Nähe wohnte. Bei ihm wollte er Zuflucht suchen. Der okkultistische Freimaurer wohnte in der Nähe des Fabrikgeländes in einem

Apartmenthaus. Es wurde jetzt schnell hell. Neiva mußte sich beeilen, vor Tagesanbruch noch hinzukommen. An einer Bushaltestelle sah er eine alte Zeitung auf der Wartebank liegen. Er nahm sie, um sie vors Gesicht halten zu können und erreichte das Apartmenthaus noch in der Dämmerung. Ein Gefühl des Unbehagens und der Übelkeit überkam ihn, wurde immer stärker. Er merkte, daß es mit dem aufgehenden Tagesgestirn zusammenhing.

Neiva klingelte Sturm, bis die Frau seines Logenbruders sich meldete. Jetzt erst fiel ihm ein, daß er ja kaum sprechen konnte, daß die Frau Verdacht schöpfen mußte; aber er konnte einfach nicht länger umherirren.

„Wer ist da?“ fragte eine verschlafene Stimme.

„Neiva“, grunzte Neiva. „Ich muß Rodrigo Alvez sprechen. Es ist sehr dringend.“

„Was sagen Sie? Ich kann Sie kaum verstehen.“

„Ein Fehler an der Sprechanlage. Hier ist Neiva! Ich muß dringend zu Rodrigo.“

„Ah, Señor Neiva! Gut. Kommen Sie herauf!“

Der elektrische Türöffner summte, Neiva trat ins Haus. Er fuhr mit dem Lift hoch in den achten Stock und klingelte bei Alvez. Alvez Frau und sein ältester Sohn öffneten ihm, Neiva hielt die Zeitung vors Gesicht. „Wo ist Rodrigo?“ grunzte er. „Er hat sich seit gestern in seinem Zimmer eingeschlossen“, sagte der Sohn mißtrauisch. „Was ist los mit Ihnen, Señor Neiva? Weshalb kommen Sie um diese Zeit?“

Der junge Mann und die Frau trugen Schlafanzüge und Hausmäntel. Es war ihnen anzusehen, daß Neiva sie aus dem Schlaf geklingelt hatte, „Bin krank“, grunzte Neiva. „Muß Rodrigo etwas sehr Wichtiges mitteilen. Es geht um die Loge.“

Der Sohn verschwand in einem der Zimmer. Die Frau deutete auf eine Tür.

„Mein Mann ist in diesem Zimmer.“ Neiva ging hin und klopfte. „Rodrigo!“ grunzte er. „Rodrigo!“ „Laßt mich in Ruhe!“ antwortete eine Stimme von drinnen.

Sie klang ebenso grunzend wie die, Neivas.

„Mach auf, Rodrigo! Hier ist Vicente Neiva, dein Großmeister!“

Jetzt wurde aufgeschlossen, In dem Zimmer, dem Schlafzimmer des Ehepaares Alvez, brannte nur eine Nachttischlampe. Alvez hatte ein Tuch über seinen Kopf gehängt, in das zwei Schlitze geschnitten waren. Er zog Neiva ins Zimmer, nahm das Tuch ab und schloß die Tür zu.

Als er sich umdrehte, sah Neiva, daß Alvez genauso wie er einen Schweinekopf hatte.

„Cruzco und Pedreck haben mich gestern angerufen“, grunzte Alvez „Sie spürten es auch. Ich bin sicher, sie sind ebenfalls in Schweine verwandelt.“

„Die Macumba“, brachte Neiva hervor. „Vielleicht haben sie alle unsere Logenbrüder mit ihrem Fluch infiziert. Wir müssen zum Logentempel im Hochhaus in Copacabana, um uns Gewißheit zu verschaffen.“

Was Neiva erfahren hatte, änderte seine Meinung, sich von der Freimaurerloge fernhalten zu müssen.

Ein schwerer Körper rannte krachend gegen die Tür. Sie flog auf. Rodrigo Alvez Sohn hatte sie eingerannt. Er stand auf der Schwelle, eine Pistole in der Faust.

„Ich will wissen, was hier los ist!“ schrie er. „Was ist das für ein Gegrünze? Und was soll die Geheimnistuerei?“

Neiva und Alvez hatten die Gesichter abgewandt, jetzt wandten sie sich dem zwanzigjährigen Sohn Rodrigo Alvez zu. Er stieß einen Schreckenslaut aus. Alvez Frau begann gellend und hysterisch zu schreien, als sie die Wahrheit begriff.

„Ihr gehört also zu den Schweinemonstern, von denen

überall in Rio gemunkelt wird!“ brüllte der junge Pablo Alvez.
„Ihr Ungeheuer! Ihr Scheusale!“

„Mein Sohn“, grunzte Alvez und trat auf ihn zu.

„Rühr mich nicht an!“

„Pablo, laß dir erklären ...“

Er machte einen weiteren Schritt auf seinen Sohn zu. Die Nullacht in dessen Hand krachte - einmal, zweimal, dreimal. Rodrigo Alvez brach mit einem grunzenden Schrei zusammen. Sein Sohn starrte mit schlotternden Knien den daliegenden Körper an.

Neiva schlug ihm die Pistole aus der Hand, und während Alvez Frau noch lauter und schriller schrie, als sei sie wahnsinnig geworden, stürzte er aus der Wohnung.

Das Dämmerlicht draußen bereitete Neiva Schmerzen und Unbehagen. Er wußte, daß er den Tag über ein dunkles Versteck finden mußte. Am Abend wollte er versuchen, das Hochhaus der okkultistischen Freimaurer zu erreichen. Er dachte flüchtig daran, daß am Nachmittag dieses Tages Jeff Parker mit diesem Dorian Hunter in Rio eintreffen wollte, aber es war Neiva unmöglich, Parker und Hunter am Flughafen abzuholen; er hatte jetzt ganz andere Sorgen.

Wir lagen am Strand der Copacabana und ließen uns in der Sonne braten, dick mit Sonnenöl eingeschmiert. Die heißeste Jahreszeit -Januar und Februar - war zwar vorbei, aber jetzt, Anfang Mai, war es auch nicht gerade kalt. Eine halbe Stunde genügte für einen ordentlichen Sonnenbrand, wenn man sich nicht schützte. Früher einmal sollte eine Viertelstunde für einen Sonnenbrand ausgereicht haben, aber inzwischen hatte sich auch über der Märchenstadt Rio de Janeiro eine Abgasglocke gebildet, die die Sonnenstrahlen filterte.

Vor uns toste die Brandung, hinter uns, auf der achtspurigen

Avenida Atlantica, brauste der Großstadtverkehr. Rios Strände mochten einmal makellos weiß gewesen sein, jetzt hatte man mit hartnäckigen Teerund Ölflecken an den Füßen zu rechnen, wenn man barfuß ging. Ans Schwimmen war auch nicht mehr zu denken, denn seit die Avenidas verbreitert und die Strände künstlich aufgeschüttet waren, brandeten die haushohen Wellen bis unmittelbar an den Strand heran. Wer sich hinauswagte, mußte seine Knochen numerieren. Überall paßten. Rettungsschwimmer auf und ließen die Trillerpfeifen erklingen, wenn allzu Wagemutige mehr wollten, als sich von den Wellen benetzen lassen.

Um uns - Machu Picchu, Sacheen und mich - herum plärrten Transistorradios, Badeschönheiten trugen ihre Tangas spazieren, jene knappen vier Stoffdreiecke, die den Namen Badeanzug eigentlich gar nicht verdienten. Auch die Inkaprinzessin und Sacheen hatten sich Tangas zugelegt, und sie wären keine Frauen gewesen, wenn sie nicht am Strand entlangflaniert wären und die bewundernden Blicke und Piffe der Männer genossen hätten.

Ich ließ ihnen das Vergnügen und flirtete mit einer Schwedin mit beachtlichem Sonnenbrand zwei Liegestühle weiter. Ein Pfeifkonzert zeigte mir an, daß die beiden Mädchen zurückkamen. Da eines der typischen Nachmittagsgewitter heranzog, packten wir unsere Sachen zusammen, spülten an einer Dusche das Öl ab und zogen uns an.

Wegen des Gewitters fuhren wir nicht hinauf durch den Nationalpark Pico de Tijuca zum Gipfel des Corcovado, von dem aus man Rios Gesamtpanorama mit allen Stränden, der künstlichen Lagune Rodrigo de Freitas, dem Botafogo, dem größten botanischen Garten der Welt, dem Zuckerhut, den beiden Flughäfen und den neuen und alten Stadtvierteln sehen konnte. Statt dessen schaukelten wir mit einem Sightseeing-Schiff der Use Turismo ein Stück hinaus auf den Atlantik. An Bord gab es die üblichen Sambatrommeln und Rumbarasseln,

heiße südamerikanische Rhythmen und Zuckerrohrschnaps an der Schiffsbar. Der Gag dabei war, daß wir bis knapp über die Drei-Meilen-Grenze hinausfuhren und Schnaps und Zigaretten dann unverzollt kaufen konnten.

Deshalb war ich aber nicht mitgefahren. Als das Gewitter sich verzogen hatte, bot sich uns ein herrlicher Ausblick auf Rio. Wir sahen die dunklen Kappen des Zuckerhuts und der zahlreichen anderen Hügel, die Serpentinaen der Küstenstraßen und die weißen Häuser an den Hängen. Im Westen gleißte die Spätnachmittagssonne über den modernen Hochhäusern.

Die Silhouette von Manhattan mag von der See her imponierender aussehen, aber die von Rio ist unvergleichlich schöner. Zum erstenmal, seit wir nach Rio gekommen waren, spürte auch ich den Zauber dieser Stadt.

Ich kaufte mein Quantum an zollfreien Zigaretten, dann ging es wieder zurück zur Anlagestelle. Der schöne Nachmittag war vorbei; der Ernst des Kampfes gegen die Dämonen begann wieder.

Ich fragte mich, was Jeff Parker während unserer Abwesenheit getan hatte. Hoffentlich hatte er sich nicht in Gefahr begeben. Als wir von Bord gingen, küßte mich Machu Picchu am Kai. In ihren Augen und in ihrem Lächeln las ich den Dank für das, was ich ihr an diesem schönen Nachmittag geboten hatte.

Ein sehr ernster Jeff Parker erwartete uns im Penthouse. Er hörte kaum hin, was Sacheen ihm fröhlich plappernd berichtete.

„Morgen werden wir Vicente Neiva treffen“, sagte er zu mir. „Dann wirst du alles erfahren. Es ist etwas Schreckliches geschehen.“

Ich drang nicht weiter in ihn. Er würde nicht mehr sagen, als

er wollte. Nur wegen des Kampfes gegen die Macumba fragte ich ihn.

„Neiva und eine einflußreiche Organisation wollen uns beistehen“, sagte er. „Aber wir sollen erst einmal bis morgen abwarten.“

Warten gefiel mir nun gar nicht. Ich war ein Mann der Tat, kein Zauderer.

Obwohl Jeff sehr angegriffen wirkte und eine sehr schlimme Erfahrung gemacht haben mußte, wie ich seiner niedergedrückten Stimmung entnahm, wollte er Sacheen und Machu Picchu die Freude eines Abendbummels nicht nehmen. Wir zogen uns also um und verließen das Penthouse, das Jeff sorgfältig abschloß. In der Halle stand wieder der trübselige Portier, der anscheinend bis Mitternacht Dienst tat.

„Zu dienen, die Herrschaften“, buckelte er vor uns. „Soll ich ein Taxi herbeirufen? Was wünschen Sie?“

Eine gediegene Unterhaltung oder mehr etwas Vulgäres, Derbes? Vielleicht darf es sogar etwas Schweinisches sein? Schweine stehen in Rio in letzter Zeit hoch im Kurs.“

Er wollte sich ausschütten vor Lachen. Chanco, Schwein, hatte Jeff verstanden. Er legte die Hand auf den Pistolengriff - wir Männer gingen bewaffnet, auch Sacheen hatte eine Schußwaffe in der Handtasche -und musterte den Portier eiskalt.

„Sag ihm, daß ich ihn über den Haufen schieße, wenn er nicht sofort verschwindet, Dorian!“

So kannte ich meinen Freund Jeff nicht, den unverwüstlichen Playboy, der sein Lächeln zu einer Lebensanschauung gemacht hatte.

Der Portier verstand, obwohl er kein Englisch konnte, und zog sich hastig zurück.

Wir aßen Hummer in einem Spezialitätenrestaurant, sahen

uns die Copacabana bei Nacht an und besuchten zwei Kellerlokale, in denen Folklore geboten werden sollte. Die Folklore war so echt wie eine Woolworth-Perlenkette für anderthalb Dollar.

Im *Plaza Club*, an der Avenida Princesa Isabel, herrschte große Stimmung. Es wurde heiße Musik gespielt, und die Getränkepreise waren erträglich. Hier gefiel es uns. Wir blieben eine Weile, bis es Zeit wurde zur Mitternachts-Modenschau im Copacabana Palace an der Avenida Atlantica. Jeff hatte bereits um die Mittagszeit, bevor ich aufgestanden war, bei American Express in der Rua Mexico angerufen, Erkundigungen fürs Abendprogramm eingeholt und vier Plätze bei der Modenschau reservieren lassen.

Wir kamen etwas zu spät. Die Modenschau hatte schon angefangen.

Sie fand in einem sehr großen, glänzend illuminierten Saal statt. Ich war so ziemlich der einzige, der keinen Smoking trug. Sogar Jeff hatte sich in seinen Weinroten gequält, den er in Rio erstanden hatte.

„Ich werde euch beiden ein hübsches Kleid kaufen, Mädchen“, sagte Jeff in Spenderlaune.

Wir hatten gute Plätze vorn am Laufsteg. Die Mannequins flanieren vorbei und führten die Kreationen brasilianischer Modeschöpfer vor. Sacheen geriet in Verzückung über ein togaähnliches Kleid, das ein Mannequin mit hungrigem Gesichtsausdruck trug.

„Himmlisch!“ seufzte sie. „Wenn ich es nur so tragen könnte wie sie. Diese hungrige Sinnlichkeit würde mir gut stehen, findest du nicht, Dorian?“

„Ach was! Das Mädchen da oben hat zwanzig Kilo zu wenig auf den Rippen und denkt gerade an eine fette Schweinshaxe.“

„Du bist ein Banause, Dorian. Mit dir kann man über solche Sachen nicht reden.“

Jeff winkte eine Direktrice herbei und kaufte das Kleid für Sacheen.

Sacheen und Machu Picchu verstanden sich auch ohne Worte - jetzt, da es um Kleider ging - ganz ausgezeichnet. Mit Blicken und Gesten erzählten sie sich bei jedem Modell ganze Bände.

Mich langweilte die Modenschau ziemlich. Die Mannequins waren für meinen Geschmack allesamt zu mager, ob sie nun weiß, schwarz oder rot waren, blond oder dunkelhaarig. Wehmütig dachte ich an Coco Zamis und ihre Kurven, dann aber schob ich diesen Gedanken entschieden zur Seite, denn ich wollte keine Wunde in meinem Innern aufreißen. Die Modelle kamen mir überkandidelt oder sogar lächerlich vor, und ich zweifelte wieder einmal an der Vernunft des weiblichen Geschlechts, das für so etwas viel Geld bezahlte. Gelangweilt sah ich mich im Saal um, betrachtete mir die Zuschauer.

Und da sah ich sie auf der Rangloge im Hintergrund. Sie trug eine smaragdgrüne Abendrobe von jener Einfachheit, die meist sehr teuer ist. und eine funkelnde Rubinhalskette, Rubinohrringe und ein Diamantendiadem mit einem aus Smaragden gefertigten Schlangenemblem in der Mitte. Sie sah ganz anders aus, als ich sie zuletzt gesehen hatte, aber ich war sicher, daß sie es war. Viviana, die Macumba-Hexe.

Lächelnd schaute sie zum Laufsteg. An ihrer Seite saß ein Modegeck mit blondem, onduliertem Haar, dessen Gesicht ich mir nicht merkte. Ich fragte mich, was Viviana hier wollte. Viviana hatte mir gesagt, daß sie die Reichen bitter haßte und bekämpfte, und jetzt saß sie mitten unter ihnen.

Das nächste Modell wurde angekündigt. Der Conferencier sagte etwas von *Reve de noir*, aber da ertönten Rumbatrommeln und -rasseln, und eine dumpfe Stimme rief hinter der Bühne: „Macumba!“

Um den Conferencier herum, wo auch der Hotelmanager und einige Leute aus den Modesalons standen, wurde es unruhig. Dann trat ein Mannequin auf den Laufsteg.

Ich war sicher, daß da etwas nicht so lief, wie es geplant war. Dieses Modell gehörte nicht zur Kollektion. Ich sah Vivianas Augen starr werden und schaute zum Laufsteg. Das Mannequin bewegte sich nicht grazil, sondern seltsam schleppend und stolpernd. Es trug ein nachtblaues Kostümkleid mit tiefem Ausschnitt, eine Silbernerzstola und wertvolle Brillantklips als Öhringe. Das Gesicht war maskenhaft starr. Die Zuschauer merkten nun auch, daß etwas nicht in Ordnung war, und murmelten.

In der Mitte des Laufstegs blieb das Mannequin stehen, riß den Mund auf und griff mit den Händen in die Luft. Ich sah die gequälte Grimasse des Mädchens und hörte Vivianas gezischten Befehl von der Rangloge. Es war eine Beschwörung der Schwarzen Magie; den Wortlaut verstand ich nicht.

Plötzlich veränderte sich das aparte Gesicht des Mannequins und verformte sich zu einer Schweineschnauze. Kleine, stechende Äuglein erschienen und spitze Ohrlappen. Das Mannequin mit dem schlanken Frauenkörper und der Galarobe trug auf einmal einen Schweinekopf auf den Schultern.

Das Getrommel und Gerassel wurde lauter.

Aus dem Hintergrund der Bühne schrie eine Stimme: „So werdet ihr alle enden, ihr reichen Schweine! Die Macumba wird sich eure Schweineköpfe holen und euer Fleisch den Armen geben!“

Ich spürte die Aura des Dämonischen nun ganz stark im Saal. Die ändern Zuschauer saßen still auf ihren Plätzen, was ohne Zweifel auf einen magischen Bann zurückzuführen war.

Jener schwarze Macumba-Priester mit der grotesken zerlumpten Kleidung, den ich schon zweimal gesehen hatte, erschien auf der Bühne und betrat den Laufsteg. Ein halbes

Dutzend Macumba-Leute folgte ihm, angezogen oder halbnackt und mit weißen Streifen bemalt.

Der Macumba-Priester hielt eine zischende Giftschlange in der Rechten, seinen Totenkopfstab in der Linken.

Jemand drängte sich von hinten durch die Zuschauer und lief durch den Gang vor zum Laufsteg: Viviana, die Hexe! Sie hatte mich zuvor nicht bemerkt und beobachtete nun aus nächster Nähe, wie ihre Anhänger sich dem vor Schreck gelähmten und mit dem magischen Bann belegten Mannequin mit dem Schweinekopf näherten.

Ein Quieken kam aus der Schweineschnauze, als der Macumba-Priester blitzschnell die Hand mit der Schlange vorstieß. Die Giftschlange biß zu. Sekunden später schon begann das Mannequin zu zucken und sich zu winden. Die Silbernerzstola fiel zu Boden. Das Mädchen mit dem Schweinekopf stürzte nieder und starb.

„Holt euch ihren Schweinekopf!“ schrie Viviana.

Zwei ihrer Anhänger zückten lange Messer. Ich schloß die Augen, kämpfte mit aller Kraft gegen den magischen Bann an.

Es mußte ein sehr starker Dämon sein, der hier seine Macht ausübte. War es Viviana?

Ich murmelte Beschwörungsformeln der Weißen Magie, und endlich konnte ich meine Rechte bewegen und an das Kreuz in der Jackentasche führen. Jetzt war ich frei, konnte mich bewegen, wie ich wollte.

Bevor wir das Penthouse verließen, hatte ich ein Silberkreuz, die gnostische Gemme und einfache Malkreide eingesteckt. Zum Revolver, den ich in einer von Jeff Parker besorgten Schulterhalfter trug, griff ich erst gar nicht, denn mit irdischen Waffen konnte ich gegen Dämonenkräfte nichts ausrichten.

Ich erreichte Viviana, bevor sie mich recht bemerkte. Triumphierend verfolgte sie, wie ihre Anhänger der toten

Schweinefrau den Kopf abschnitten. Dann stand ich neben ihr und hielt ihr das Kreuz vors Gesicht.

„Steh, Hexe, und erkenne deinen Herrn!“ rief ich auf lateinisch, jener Sprache, die sich bei Beschwörungen am meisten eingebürgert hatte. „Hexenwerk ist eitler Tand, wird vom Kreuz hinweggebrannt! Es hält dich des Abraxas' Kreis, und dein Blut erstarrt zu Eis!“

Sie begann zu zittern, als ich den Abraxas herausholte, jenes flache, ovale Bronzeplättchen mit der eingravierten Schlange, die sich selber in den Schwanz beißt, und dem unentzifferbaren Beschwörungsspruch in der Mitte. Der Abraxas gehörte zu meinen Utensilien. Ich hatte ihn einmal in Istanbul gekauft, als ich die Archonten des Srasham bekämpfte, und er war mit meinem Handgepäck nach mancherlei Irrfahrten nach London gelangt. Irgendwo in meinem Gepäck fand sich immer Platz für ein paar dieser kleinen, für die Weiße Magie so wichtigen Stücke.

Ich legte den Abraxas auf den Boden und zog mit Kreide einen doppelten Kreis um Viviana. Zwischen die beiden Kreise zeichnete ich hastig ein paar magische Schnörkel, die mir gerade einfielen, um die Wirkung des Abraxas, der gleichfalls zwischen den Kreisen lag, noch zu verstärken.

Viviana zitterte und stöhnte. Ihr Gesicht verzerrte sich gequält. Als sei der dämonische Bann nun plötzlich gebrochen, sprangen die Zuschauer auf und flüchteten zu den Ausgängen. Frauen kreischten, rissen sich achtlos wertvollen Schmuck vom Hals, und Männer fluchten. Eine Mensentraube bildete sich an den Ausgängen; jeder wollte zuerst hinaus.

Der Macumba-Priester kam mit seinem Totenkopfstab auf mich zu, aber ich hielt ihm das Kreuz entgegen. Er schrie gellend auf, im gleichen Augenblick, wie auch der Totenkopf einen Schrei ausstieß. Die Macumba-Anhänger wollten mich angreifen, und ich wollte schon den Revolver herausholen, weil

sie wahrscheinlich verletzbar waren wie jeder andere Mensch, da blieben sie stehen.

Mit schreckgeweiteten Augen starrten sie mich an.

Ich begriff nicht, bis Machu Picchu auf Ketschua schrie: „Dorian, dein Gesicht!“

Mein Stigma war wieder erschienen, jene Teufelsfratze des Dämonen Srasham, die seine Archonten mir in Istanbul ins Gesicht tätowiert hatten (Band 30). Srasham war vernichtet worden, durch die Kraft des Demiurgen der Manichäer, und jene Tätowierung auf meinem Gesicht war mit seinem Dahinscheiden unsichtbar geworden. Nur manchmal tauchte sie in Streßsituationen wieder auf - unregelmäßig, nach Gesetzen, die ich nicht kannte; aber wenn sie einmal da war, leistete sie mir gute Dienste. So auch jetzt. Das leuchtende Stigma trieb die Macumba zurück. Aufschreiend flüchteten sie, verschwanden im allgemeinen Getümmel und Durcheinander. Ich ließ sie laufen. Mich interessierte Viviana.

Als ich gerade einige Formeln der Weißen Magie zu murmeln begann und mit dem Kreuz kabbalistische Symbole in die Luft malte, um sie zum Reden zu bringen, hörte ich hinter mir einen Ruf.

„Dorian Hunter!“

Ärgerlich wandte ich mich um, denn ich war sicher, daß ich Vivianas Willen hätte brechen können. Niemals zuvor hatte ich im Gesicht einer Hexe ein solches Grauen gelesen. Das Bewußtsein ihrer Niederlage war ihr ins Gesicht geschrieben.

Bei Jeff Parker, Sacheen und Machu Picchu stand Domingo Marcial. Er wurde bleich, als er das Stigma sah, zuckte zusammen und konnte sich vor Schreck kaum auf den Beinen halten. Aber das war schließlich keine ungewöhnliche Reaktion. Ich wußte, daß ich furchtbar aussah.

„Sie flieht!“ riefen Sacheen und Jeff Parker gleichzeitig.

Ich wirbelte herum. Der magische Kreis war ausgelöscht. Viviana eilte dem Notausgang zu. Ich lief hinter ihr her, das Kreuz erhoben, aber während sie mit magischen Kräften die Menge teilte, wie ein Fisch das Wasser, hatte ich schwer zu kämpfen. Sie entkam. Ich mußte einsehen, daß ich sie nie einholen würde, und kehrte zu den anderen zurück.

„Was war das in deinem Gesicht, Dorian?“ fragte Sacheen.

Ich wußte, daß das Stigma wieder verschwunden war, und ging auf Sacheens Frage nicht ein; nach langen Erklärungen stand mir jetzt nicht der Sinn.

„Zum Teufel, was machen Sie hier, Marcial?“ fuhr ich ihn an.

„Vicente Neiva will Sie und Jeff Parker sofort sehen“, antwortete er. „Er hat es sich anders überlegt und erwartet Sie mit den Logenmitgliedern in den Räumen der Loge.“

Ich wußte immer noch nicht, von welcher Loge die Rede war. Aber das war Jeff Parkers Sache; er hatte alles arrangiert.

Jeff Parker musterte ihn mißtrauisch. „Woher wußten Sie, daß wir hier zu finden sind, Senor Marcial?“

Der schwarzhaarige, schlanke und elegante Mann hob die Schultern.

„Verbindungen“, sagte er knapp. „Wir sollten hier verschwinden, bevor die Polizei eintrifft, sonst bekommen wir eine Menge Unannehmlichkeiten und Scherereien.“

Ich hatte auch kein Verlangen nach endlosen Verhören. Wir verdrücken uns durch einen Notausgang und verließen das *Copacabana Palace* durch den Dienstbotenausgang. Domingo Marcial war im Taxi gekommen, wie er sagte. Wir gingen über den Parkplatz, gelangten über eine niedrige Mauer auf das Gelände eines anderen Hotels und spazierten von dort auf die Avenida Atlantica, als seien wir nie im *Copacabana Palace* gewesen.

Vor dem Copacabana *Palace* standen Streifenwagen. Ein Riesenaufruhr herrschte. Ich hörte Befehle von Polizeioffizieren herübergellen. Wir entfernten uns in der anderen Richtung. Niemand hielt uns auf.

Vicente Neiva hatte den Tag nach seiner ersten Nacht als Schweinemann in der leerstehenden Halle einer pleite gegangenen Maschinenfabrik verbracht. Er hockte im düsteren, muffigen, unterirdischen Umkleideraum, schlief eine Weile auf einem alten Holzgitter auf dem Boden und hatte Hunger; am Nachmittag des Vortages hatte er nur ein paar Bissen zu sich genommen und seither nichts mehr. Er wartete, bis die Sonne sank. In der Dämmerung verließ er die Fabrikhalle. Aus einem alten Sack, der dort herumgelegen hatte, hatte er sich eine Kapuze gemacht.

Neiva marschierte durch den Stadtteil Sao Christovao und erreichte den mehrere Quadratkilometer großen Park Quinta da Boa Vista. Erleichtert atmete er auf, denn in Sao Christovao hatte er sich ständig verbergen und auf der Hut sein müssen. Auf den Parkwegen standen einige Wagen mit Liebespaaren; die Bänke waren in der Mainacht von Pärchen besetzt; aber auch allerlei Gesindel trieb sich hier herum.

Plötzlich hörte Neiva eine grunzende Stimme. Er flüchtete zwischen die Bäume und pirschte sich an die Stelle heran, wo er das Grunzen gehört hatte.

Ein Mann und ein junges Mädchen saßen auf einer Parkbank, von dem Mann konnte Neiva nur den Rücken sehen.

„Ubalдино“, sagte das Mädchen gerade, „was auch geschieht, ich werde immer zu dir halten. Geh zur Polizei und stell dich! Du wirst in ein Krankenhaus kommen. Vielleicht gibt es eine Heilung für dich.“

„Das glaubst du doch selbst nicht“, sagte die grunzende Stimme. „Sie hassen und jagen uns, wo sie uns nur finden. Du

weiß nicht, was mit denen geschieht, die von dem Fluch befallen sind. Sie verwandeln sich mehr und mehr, sind zum Schluß nicht besser als die Schweine, deren Köpfe sie tragen. Mir wird es nicht anders ergehen.“

„Ubalдино, so darfst du nicht reden!“

„Ich sage nur, was wahr ist. Geh, Bella! Für mich gibt es keine Rettung mehr. Ich spüre, wie dumpf die tierischen Triebe in mir brodeln, wie sie gegen den Damm meiner Vernunft und Selbstbeherrschung anbranden. Bald werde auch ich zum Tier werden. Geh, Bella! Geh!“

Der Mann wandte den Kopf, und Neiva sah jetzt, daß er einen Schweineschädel auf den Schultern trug. Das Mädchen klammerte sich an ihn. Neiva begann schon etwas Hoffnung zu schöpfen, denn offenbar waren nicht alle Menschen in Rio den Schweinemonstern, die nichts für ihr Schicksal konnten, feindlich gesinnt. Es gab also auch welche, die ihren Abscheu überwinden konnten. Da grunzte der Schweinemann böse und quiekte. Er bleckte die Zähne und packte das Mädchen, das ihn trotz seines abstoßenden Äußeren liebte, an den Schultern. Die Zähne näherten sich ihrem Hals. Ubalдино war zum Tier geworden.

Seine Geliebte brachte vor Schreck kein Wort hervor. Schon wollte Ubalдино zubeißen, da stürzte Neiva aus den Büschen hervor, packte ihn und riß ihn zurück. Er versetzte dem anderen Schweinemann einen krachenden Schlag unter die Schnauze.

„Flieh!“ rief er dem Mädchen zu.

Bella taumelte davon und schrie jetzt gellend um Hilfe. Neiva hörte Männerstimmen, während er mit dem ändern Schweinemann rang.

„Dort sind zwei scheußliche Ungeheuer!“ schluchzte Bella ein Stück entfernt, offenbar von einer Gruppe von Helfern umringt. „Schlagt sie tot! Oh, schlägt sie tot!“

Auch die Liebe konnte also den schlimmen Fluch nicht

aufheben, der auf den Schweinemännern lastete.

Neiva konnte seinem Gegner ein paar harte Schläge versetzen und ihn abschütteln. Er flüchtete in die Büsche, der andere blieb benommen bei der Bank sitzen.

Ein Motor heulte auf. Ein Sportwagen raste heran. Die Scheinwerfer erfaßten den Schweinemann, der sich erhob und zu flüchten versuchte. Der Sportwagen erfaßte ihn und schleuderte ihn durch die Luft. Als er liegenblieb, sprangen drei junge Männer aus dem Sportwagen. Einer nahm den Wagenheber und schlug dem fiesenden Schweinemann den Schädel ein.

„Es ist noch einer in der Nähe, hat die Kleine gesagt.“ Er sah sich um.

„*Bis* heute habe ich die Sache mit den Schweinemännern für ein Gerücht gehalten. Zu Unrecht. Seht euch dieses scheußliche Biest nur an! Diese Ungeheuer müssen umgebracht werden, wo man sie findet.“

Vicente Neiva schlich davon. Er mußte so schnell wie möglich zur Freimaurerloge. Aber wie? Er brauchte einen Wagen. Bisher war er immer die Redlichkeit in Person gewesen, jetzt beschloß er einen zu stehlen.

Er suchte sich einen Knüppel und machte sich auf zu einem Parkplatz in Rio Comprido, in dessen Nähe sich einige Lokale und Bars befanden. Dort legte er sich auf die Lauer. Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, denn eine Weile kam niemand, dann eine ausgelassene Gesellschaft, an die er sich nicht heranwagen konnte, und schließlich erschienen zwei baumlange Neger, die er auch lieber in Ruhe ließ. Als sie alle weggefahren waren, torkelte endlich ein einzelner Mann über den Parkplatz. Er hatte reichlich getrunken, denn er hatte Schwierigkeiten, seinen Wagen zu finden. Nach langem Suchen entdeckte er seinen in Brasilien gebauten VW-Käfer und versuchte den Schlüssel ins Schlüsselloch zu stecken.

Neiva schlich sich von hinten an ihn heran und schlug dem Betrunkenen den Knüppel über den Kopf. Er schleifte ihn an den Rand des Parkplatzes und legte ihn hinter einen Sandhaufen. Dann fesselte und knebelte er den Mann mit Streifen, die er aus seinem Hemd riß, und eilte zu dem VW. Die Wagenschlüssel hatte *er* bereits eingesteckt. Er fuhr los und hoffte, daß der Betrunkene nicht durch einen dummen Zufall gefunden wurde, solange er mit seinem Wagen unterwegs war. An jeder Ampel, an der Neiva halten mußte, zog er den Schweinekopf tief zwischen die Schultern. Er stellte die Jackenaufschläge hoch und hoffte, daß niemand in den Wagen sah, und erreichte Copacabana tatsächlich ohne Zwischenfälle. Den Wagen stellte er zweihundert Meter vom Hochhaus entfernt ab und ging dann zu einem Seiteneingang.

Er hatte Glück, die Hintertür im Hof war offen. Neiva hatte schon damit gerechnet, einbrechen zu müssen. Er eilte hinauf in den zehnten Stock, zu den Räumen der Freimaurerloge. Es war nach dreiundzwanzig Uhr. Auf verschiedenen Etagen hörte er in den Wohnungen Grunzen, Scharren und andere animalische Geräusche.

Im zehnten Stock klingelte er an der Tür der Freimaurerloge, seine Sackleinenkapuze über dem Kopf.

„Wer begehrt Einlaß bei der Loge der okkultistischen Freimaurer?“ fragte eine Stimme über die Sprechanlage.

Neiva grunzte seinen Namen. Es wurde aufgeschlossen. Er konnte eintreten und sah Horacio da Rocha vor sich, einen Logenbruder niederen Grades.

Ehe er noch etwas erklären konnte, sah Horacio ihn erschüttert an und sagte: „Sie also auch, Großmeister. Jetzt ist alles verloren.“

Grunzend fragte Neiva, was das zu bedeuten habe.

Statt einer Antwort führte ihn Horacio da Rocha in den Tempelraum der Loge. An einem hufeisenförmigen Tisch

saßen dreiundzwanzig Männer mit schwarzen Seidenkapuzen, wie sie bei den Befragungen von Neulingen, die in die Loge aufgenommen werden wollten, getragen wurden. Die Neulinge durften die Gesichter der Logenmitglieder nicht sehen, damit sie keine Namen nennen konnten, falls sie abgelehnt wurden.

„Ich habe euch eine schlimme Mitteilung zu machen, Brüder“, grunzte Neiva. „Ich bin es, Vicente Neiva, euer Großmeister.“

Er nahm die Sackleinenkapuze ab, aber der erwartete Aufschrei blieb aus. Statt dessen zogen die Logenbrüder ihre schwarzen Seidenkapuzen von den Köpfen.

Domingo Marcial brachte uns bis / zum Hochhaus. Dort wollte er sich verabschieden.

„Ich habe noch sehr wichtige Dinge zu erledigen“, sagte er, „die keinen Aufschub dulden. Die Freimaurerloge befindet sich im zehnten Stock.“

„Einen Augenblick!“ sagte Jeff Parker mit fester Stimme. „Sie werden mitkommen, Senor Marcial! Ich will jetzt endlich und endgültig Aufklärung über die Dinge, die hier vorgehen, und ich muß gestehen, daß mir Ihre Rolle nicht ganz klar ist.“

„Das wird Ihnen alles Vicente Neiva sagen.“

„Nur wenn Sie mitkommen. Andernfalls werde ich nämlich nicht zu den Freimaurern gehen. Weshalb sträuben Sie sich denn so dagegen, Senor Marcial? Sie wollen uns doch nicht etwa in eine Falle locken?“

Marcial lachte gezwungen. „Was reden Sie da, Senor Parker? Ich mich sträuben? So ein Unsinn. Also gut, ich werde mit Ihnen kommen, wenn Sie darauf bestehen, nur muß ich mich bald wieder empfehlen.“

„Das wird Ihr Großmeister Vicente Neiva bestimmen.“

Ich spürte, daß hier etwas vorging, mehr noch aber war ich

von der Mitteilung überrascht, daß Jeff Parker etwas mit den Freimaurern zu tun hatte. Der Playboy Jeff Parker und die Freimaurer - das waren zwei Dinge, die mir nicht unter einen Hut zu passen schienen. Nun, jetzt würde ich die Zusammenhänge ja endlich erfahren.

Wir betraten das Hochhaus und stiegen die Treppe hinauf. Es entging mir nicht, daß Marcial sich in seiner Haut nicht wohl zu fühlen schien. Die gnostische Gemme Hatte ich wieder eingesteckt, nachdem die Macumba-Hexe Viviana entkommen war; das Kreuz trug ich ebenfalls bei mir. Da ich auch noch einen Revolver für alle Fälle dabei hatte, war ich für die Dinge, die auf uns zukamen, gut gewappnet.

Im zehnten Stock klingelten wir an einer Tür, auf deren Schwelle Hammer, Kelle und Winkelmaß eingemeißelt waren.

„Wer begehrt Einlaß bei den okkultistischen Freimaurern?“ fragte eine ganz normale Stimme über die Sprechanlage.

Jeff Parker atmete tief ein. „Jeff Parker von der Loge der Bruderschaft in San Franzisko. Ich möchte den Großmeister sprechen. Er erwartet mich.“

Die Tür wurde geöffnet.

Ein kräftiger Mann schaute uns an, eine schwere Pistole in der Hand. Erstaunt musterte er Domingo Marcial. „Sie hier? Was hat das zu bedeuten?“

„Das wird alles bei der Versammlung Aufklärung finden“, antwortete Marcial mit spöttischem Lächeln. „Unter euch befindet sich einer, der nicht in eure Mitte gehört. Ich bin gekommen, ihn zu entlarven.“

„Ich werde mit dem Großmeister reden“, sagte der Mann befremdet. „Die beiden Frauen können allerdings auf keinen Fall in den Logentempel der Freimaurer. Sie müssen außerhalb warten. So bestimmt es die Regel.“

Er schloß die Tür.

Jeff fluchte unterdrückt. „Was machen wir jetzt mit Machu und Sacheen? Daran hatte ich überhaupt nicht mehr gedacht, daß Frauen in die Räume der Freimaurer keinen Zutritt haben.“

„Wir können sie ins Penthouse bringen“, schlug ich vor.

Jeff stimmte zu. Wir stiegen zum 20. Stock hinauf. Jeff bestand darauf, daß Domingo Marcial uns begleitete; er bedrängte ihn förmlich. Marcial stimmte murrend zu, schließlich war es kein Vergnügen, zehn Stockwerke hinauf- und wieder herunterzusteigen.

Im Penthouse legte Sacheen ihre Pistole griffbereit. Ich holte ein Kreuz und zwei Gemmen aus meinem Handgepäck und gab sie ihnen. Marcial wartete in der Diele, Als ich mit dem Kreuz an ihm vorbeiging, suchte er die Toilette auf.

„Ich habe Angst allein im Penthouse“, sagte Sacheen.

Machu Picchu schaute mich vorwurfsvoll an. „Du hast versprochen, mich nicht mehr allein zu lassen, Dorian.“

„Hier im Penthouse sind die Mädchen sicherer als bei den Freimaurern. Wir werden in der Loge mit dämonischem Spuk oder gar mit einem Dämonen selbst zu kämpfen haben.“

Er zeigte mir einen Flakon, den er in die Tasche gesteckt hatte.

„Weihwasser“, raunte er.

Ich kannte Jeff Parker schon eine Weile. Er wußte über die Schwarze Familie und die Dämonen Bescheid, auch über die Mittel, mit denen man sie bekämpfen konnte; wir hatten schon zusammen ein paar gefährliche Abenteuer bestanden.

Ich küßte Machu Picchu. „Sei ruhig, Machu! Wir werden bald zurück sein. Solltet ihr aber bis in zwei Stunden keine Nachricht von uns haben, dann verlaßt das Hochhaus und sucht die amerikanische Botschaft auf!“

Ich sagte das in Altspanisch. Jeff instruierte Sacheen. In der Toilette rauschte die Wasserspülung. Domingo Marcial kam

hervor, und wir verließen das Penthouse. Sacheen versperrte die Tür hinter uns.

Im zehnten Stock erwartete uns bereits jener Mann, mit dem wir gesprochen hatten. Er war ungeduldig. „Ich dachte schon, Sie seien weggegangen. Vicente Neiva und die Logenmitglieder warten.“

Er führte uns durch die Vorhalle in den Tempel. An einem hufeisenförmigen Tisch saßen zwanzig Männer mit schwarzen Seidenkapuzen. Sie trugen weiße stilisierte Schürzen über den zivilen Kleidern, wie es bei vielen Freimaurerlogen Brauch war.

Vor jedem stand eine Kerze auf dem Tisch. Eine indirekte künstliche Beleuchtung erhellte den Raum. Vor die Fenster waren schwere, dunkle Samtstores gezogen.

Der Tempel war ein großer Versammlungsraum mit einer Bühne im Hintergrund, deren Vorhang zugezogen war. Vor der Bühne stand der hufeisenförmige Tisch; davor - in einiger Entfernung - waren Bänke und Sitzreihen aufgestellt. In dem Raum konnten zweihundert bis zweihundertfünfzig Personen unterkommen.

Ich überlegte mir, was ich über die Freimaurer wußte. In meinen früheren Leben hatte ich von verschiedenen Logen gehört und auch mit Logenmitgliedern zu tun gehabt. Die Loge der Freimaurer war im siebzehnten Jahrhundert entstanden, wobei damals von einer geschlossenen Organisation keine Rede sein konnte; es war vielmehr eine bestimmte Richtung, der verschiedene größere und kleinere Gruppen folgten. Diese Gruppen - die einzelnen Logen - unterschieden sich voneinander zum Teil ganz erheblich. Es gab auch Kämpfe und Zwistigkeiten zwischen ihnen, die allerdings nie mit Waffengewalt ausgetragen wurden. Die Freimaurer verteidigten fortschrittliche Ideale. Friedrich der Große hatte zu einer der drei preußischen Großlogen gehört und nach ihm fast

alle Hohenzollern. Immer hatten sich hohe geistliche und weltliche Würdenträger zu den Freimaurern bekannt; sie waren allerdings auch Verfolgungen ausgesetzt gewesen und zu manchen Zeiten verfemt worden.

Ein Geheimbund waren die Freimaurer nicht, aber durch ihre Geheimhaltung der eigentlichen Lehren hatten sie sich manchen Mißdeutungen ausgesetzt. Im großen und ganzen aber hatten die Freimaurer positives angestrebt und bewirkt. In der Gegenwart zählten die Mitglieder der einzelnen Logen auf der ganzen Welt etwa sechseinhalb Millionen, wovon allein auf die USA über vier Millionen entfielen. Viele Logen waren im Weltfreimaurerbund zusammengefaßt, aber beileibe nicht alle. Die okkultistischen Freimaurer, mit denen ich hier zu tun hatte, schienen mir von mystischem Einschlag geprägt zu sein.

Die Wände des großen Saales, mit dunklen Stoffen ausgeschlagen, waren mit kabbalistischen Zeichen verziert. An der Decke prangte übergroß das Emblem der Rosenkreuzer, aus denen die okkultistischen Freimaurer hervorgegangen waren. Dieses Emblem war ein Kreuz mit einer fünfblättrigen Rose in der Mitte, deren Zentrum wiederum ein fünfzackiger Stern mit einem Kreis darin bildete.

Wir traten vor die zwanzig Kapuzenmänner hin.

„Weshalb kommst du schon jetzt, Jeff Parker?“ fragte der Vermummte, der den Vorsitz führte, mit grunzender Stimme. „Konntest du dich nicht bis morgen gedulden?“

„Habt ihr mich nicht rufen lassen, Großmeister Neiva?“ fragte Jeff Parker.

Neiva schüttelte den verummten Kopf.

„Gleichviel“, sagte er. „Die Beratung mit meinen Logenbrüdern ist ohnehin auf einem toten Punkt angelangt. Vielleicht kannst du uns einen Rat geben oder uns weiterhelfen, Bruder Jeff Parker.“

„Sicher kann ich das“, antwortete Jeff mit einem Ernst und

einer Feierlichkeit, die gar nicht zu seiner sonstigen Art paßte. „Zuerst will ich euch, verehrte Brüder der Loge von Rio de Janeiro, meinen Freund Dorian Hunter vorstellen. Man nennt ihn den Dämonenkiller, und das völlig zu Recht. Jawohl, ihr habt richtig gehört, Dorian Hunter bekämpft die Dämonen und die Schwarze Magie, Er hat etliche Sträube mit den Geschöpfen der Finsternis ausgefochten und viele von ihnen vernichtet. Wenn einer euch helfen und die Macht der Macumba brechen kann, dann ist er es.“

Eine Bewegung ging durch die Reihen der Freimaurer. Sie stießen sich an, neigten die Köpfe zueinander. Statt normalen Worten oder Geflüster hörte ich Gurren und mit Gurren hervorgestoßene Satzketten.

„Ich bin meinem Freund Dorian Hunter einige Erklärungen schuldig“, fuhr Jeff Parker fort. „Gestattet daher, daß ich ihn jetzt über einige Dinge unterrichte und dann in eurer Sache fortfahre. Dorian Hunter hat sich als wahrer Freund erwiesen. Er ist mir hierher gefolgt, hat mir beigegeben und sein Leben riskiert, alles im Vertrauen zu mir und ohne auf eine Erklärung zu drängen.“

Gedrängt hatte ich zwar, aber nicht nachhaltig.

Vicente Neiva gab Jeff Parker einen Wink, zu tun, was ihm beliebt.

Domingo Marcial stand abseits, die Arme verschränkt. Ungeheuer selbstsicher und hochmütig sah er aus.

„Seit du mich auf Haiti über die Schwarze Familie und die Dämonen informiert hast, seit ich bei dem gefährlichen Abenteuer mit dem Moloch und der Vernichtung Asmodis auf Haiti ihr Wirken am eigenen Leib erlebte, stand mein Entschluß fest, sie zu bekämpfen. Aber ich wollte das Ganze in großem Rahmen aufziehen und mich der Hilfe einer mächtigen Organisation versichern. So habe ich Verbindung mit den Freimaurern aufgenommen. Was eigentlich nur logisch war.“

Hatte diese Bruderschaft doch schon seit altersher ein besonderes Verhältnis zum Mystischen und Okkulten.“ Jeff machte eine Pause, sah mich an. „Dachte ich“, fuhr er fort. „Die Freimaurer zeigten mir jedoch die kalte Schulter. Sie wollten mit Geistern und Okkultem nichts zu tun haben. Ich gab jedoch nicht auf, suchte weiter, und da stieß ich einige Zeit später auf die okkultistischen Freimaurer, die im 18. Jahrhundert eine Blüte erlebt hatten und aus den Rosenkreuzern hervorgegangen waren. Sie konnte ich für die Bekämpfung der dämonischen Mächte gewinnen. Ich wurde in die Loge von San Franzisko aufgenommen, mußte aber über meine Zugehörigkeit allen Außenstehenden gegenüber Stillschweigen bewahren. Deshalb habe ich auch zu dir über diese Zusammenhänge bis heute geschwiegen. In Brasilien setzte ich mich mit Vicente Neiva in Verbindung und erhielt die Erlaubnis, dich bei den Freimaurern einzuführen.“

„Soll ich etwa in die Loge eintreten?“

„Das ist einzig und allein deine Sache. Die Freimaurer drängen keinen, sich ihnen anzuschließen. Im Gegenteil, man muß Prüfungen und Weihen bestehen, bevor man in die Loge aufgenommen wird. Du solltest mit den Freimaurern sprechen, sie über deine Ziele informieren und in noch stärkerem Maße für die Dämonenbekämpfung gewinnen. Dann kannst du von den Freimaurern jetzt und in Zukunft Hilfe und Unterstützung erwarten.“

Alle Probleme würden die Freimaurer mir gewiß nicht abnehmen, aber in manchen Dingen mochten sie mir nützlich sein. Ich sagte daher zu Jeff Parker, daß ich die Ideen der Freimaurer für eine gute Sache hielte, was ja auch im großen und ganzen stimmte, und daß ich erfreut sei, sie als Bundesgenossen zu gewinnen.

Jeff nickte befriedigt. „In Rio ist jetzt etwas passiert, was die hiesigen Freimaurer mehr von der Dringlichkeit der Dämonenbekämpfung überzeugt hat, als du es je vermocht

hättest. Die okkultistischen Freimaurer sind dem Fluch der Macumba anheimgefallen. Und damit kommen wir zur Sache.“

Wir traten zum Tisch, zu den verummten Freimaurern und zu Domingo Marcial.

„Ich war heute nachmittag schon einmal hier“, sagte Jeff Parker, „und erhielt ein Schriftstück von Vicente Neiva, sprach auch mit ihm. Der Fluch der Macumba besteht in einer Metamorphose, die Menschen in Schweine verwandelt. Die Köpfe werden zu Schweineköpfen, die Bedürfnisse des Menschen die eines Schweines. Der Betroffene wird schließlich tollwütig und verendet unter Qualen, wenn er nicht zuvor umgebracht worden ist oder sich in Raserei selbst zerfleischt hat. Die Verwandlung geht langsam vor sich. Es beginnt mit Unbehagen und Mattigkeit, dann bekommt man Schmerzen und hat Halluzinationen, man hört Stimmen - und schließlich setzt die Verwandlung ein. Eine Weile kann der Betroffene nicht mehr sprechen, dann vermag er sich eine Zeitlang grunzend zu verständigen, bis er die Fähigkeit zu sprechen mit dem Rest der verbliebenen Intelligenz ganz verliert. Es folgt das Endstadium, von dem ich bereits sprach. Der auslösende Faktor für die Metamorphose zum Schweinemonster ist ein Zaubertrank der Macumba-Hexe Viviana oder der Biß eines Schweineungeheuers, der das Blut mit Giftstoffen verseucht.“

Jetzt endlich wußte ich über die Hintergründe Bescheid.

Jeff Parker gab den Vermummten ein Zeichen, die Kapuzen abzunehmen. Langsam taten sie es. Ihr Anblick versetzte mir einen Schock. Ich hatte es mit lauter Schweinemonstern zu tun. Die okkultistischen Freimaurer trugen alle zwanzig Schweineköpfe auf den Schultern.

„Bei unserem letzten Treffen muß jemand etwas in unseren Trank gegeben haben“, grunzte Vicente Neiva. „Vorher schon

hatte die Macumba Einfluß auf die Gesellschaft genommen, die dieses Hochhaus zu verwalten und instand zu halten hat.

Sie hat Schweinemenschen hier eingeschleust und einquartiert. Wir unterschätzten die Gefahr, beschränkten uns darauf, den Schweinemonstern den Zutritt zu unseren Räumen in der zehnten Etage zu verwehren und sie zu vertreiben, wenn wir auf sie stießen. Wir haben zu lange beraten und überlegt. Die Macumba hat unterdessen gehandelt. Als ich nach mancherlei Gefahren in die Loge kam, nachdem die Verwandlung bei mir abgeschlossen war, fand ich meine Logenbrüder bereits hier. Einige von ihnen hatten einen Rettungsdienst organisiert, und unserem Bruder Horacio da Rocha ist es zu verdanken, daß wir heute hier sind.“

Da Rocha, jener Mann, der uns die Tür geöffnet hatte, verneigte sich. Er hatte damals bei dem Treffen der Freimaurer gefehlt und den verhexten Trank nicht zu sich genommen, wie ich später erfuhr.

„Jeder von uns wußte ein wenig“, grunzte Neiva, nun immer heiserer und kaum noch verständlich, „und wir können uns jetzt ein Gesamtbild machen. Zu spät für uns, denn unsere Verwandlung ist nicht mehr rückgängig zu machen. Aber vielleicht können wir die Macumba mit uns in die Nacht des Todes reißen, bevor der letzte Funke Vernunft uns verläßt.“

„In der Loge muß es einen Verräter geben!“ rief Jeff Parker mit erhobener Stimme.

Das Gespräch hatte in englisch stattgefunden. Ein Logenbruder übersetzte es für die, die diese Sprache nicht verstanden.

„Er ist es!“ schrie Parker nun Domingo Marcial an.

Marcial winkte ab.

„Ich darf als Logenbruder der okkultistischen Freimaurer nichts mit Schwarzer Magie zu tun haben“, sagte er. „Ihr alle wißt, daß Domingo Marcial ein ehrenwerter Mann ist, der sich

noch nie etwas hat zuschulden kommen lassen und der Magie und Zauberei verabscheut.“

„Domingo Marcial ist ein solcher Mann“, antwortete Jeff Parker, „aber du bist nicht Domingo Marcial.“

Marcial lachte laut auf.

„Wer soll ich denn sonst sein?“ fragte er. „Ihr seht doch alle, daß ich es bin!“

Einer der Schweinemänner am Tisch erhob sich.

„Dieser ist Domingo Marcial“, rief Jeff Parker und deutete auf ihn. „Du hast lediglich seine Gestalt angenommen.“

Er zog den Weihwasserflakon aus der Tasche, öffnete ihn schnell und bespritzte den falschen Domingo Marcial mit geweihtem Wasser. Schmerzvoll heulte der auf.

„Gib dich mir zu erkennen!“ schrie Jeff. „Nenne deinen Namen, Kreatur der Finsternis!“

Ich dachte daran, daß der Bannkreis um die Macumba-Hexe Viviana plötzlich aufgehoben gewesen war, als der falsche Marcial hinzukam, und daß er im Penthouse eilig verschwunden war, als er meines Kreuzes ansichtig wurde.

Ich zog Kreuz und Gemme aus der Tasche.

„Deinen Namen!“ schrie Jeff Parker wieder und verspritzte Weihwasser.

„Astaroth bin ich!“ heulte jener, der die Gestalt Marcials angenommen hatte. „Astaroth, der Neffe von Magus VII., dem Fürsten der Finsternis, dem Herrscher der Schwarzen Familie.“

Es durchzuckte mich wie ein Blitzschlag. Magus VII. - das war kein anderer als Olivaro, jener verräterische Dämon, mein Erzfeind, der mir meine Geliebte Coco Zamis gestohlen hatte.

„Meine Aufgabe war es, die okkultistischen Freimaurer in Rio zu zerschlagen, damit das Böse sich ungehindert ausbreiten kann“, brüllte der Dämon. „Und das Böse hat gesiegt, daran könnt ihr Würmer nichts mehr ändern.“

„Das werden wir sehen!“ rief ich, gab Jeff Parker einen Wink, und mit Weihwasser, Kreuz und gnostischer Gemme rückten wir dem Dämon zuleibe.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein wütendes Quieken. Einer der Schweinemänner setzte über den Tisch hinweg, und stürzte auf uns zu. Bei ihm hatte die Tollwut eingesetzt. Bevor ich oder Jeff noch handeln konnten, hatte Vicente Neiva schon eine schwere Coltpistole unter dem Tisch hervorgezogen und geschossen. Zwei 45er Kugeln trafen den Schweinemann in den Rücken. Er machte noch einen Satz vorwärts und brach dann tot zusammen. Eine Blutlache bildete sich um ihn.

„Dieses Schicksal wird uns früher oder später alle treffen“, grunzte Vicente Neiva. „Tollwut und Tod. Die meisten Schweinemenschen geben ihren tierischen Trieben gleich nach, aber wir Freimaurer finden Kraft durch unsere Ideale und unsere Gemeinschaft. Wir müssen den Dämon und die Anführer der Macumba töten, dann ist unser Ende nicht umsonst gewesen. Mit uns soll jene dämonische Brut von der Welt verschwinden, die...“

Seine Stimme, bei den letzten Worten immer undeutlicher geworden, wurde vollends zu einem Grunzen.

Astaroth lachte gellend, brüllte seinen Hohn und seinen Triumph heraus. Ich erkannte, was sein letzter Trumpf war. Er konnte die Verwandlung willkürlich beschleunigen, das Endstadium herbeiführen. Vor unseren Augen wurden die Schweinemonster allesamt tollwütig, wurden von Männern, die trotz ihrer Verwandlung immer noch okkultistische Freimaurer gewesen waren, zu blutrünstigen Scheusalen. Und Astaroth lachte gellend.

Während er lachte, wurde seine Gestalt größer, dicker und stämmiger, sein Kopf zu dem eines Ebers mit mächtigen Hauern und schwarzen Borsten am Kopf. Seine Hände wurden schwarze Pranken, sein modischer Anzug ein schwarzes

Borstenfell. Er stand auf den Hinterläufen, spie Feuer und lachte, daß die Decke erzitterte.

Astaroth lachte einige Sekunden zu lange. Ich rannte zu ihm und hielt ihm das Kreuz vors Gesicht. Mit der Linken malte ich ein magisches Symbol der Weißen Magie in die Luft, sah dem Dämon in die glühenden Augen und rief eine Bannformel. Vernichten konnte ich ihn nicht, dazu war er viel zu stark, aber für eine Zeitlang seiner Kräfte berauben und in meinen Bann schlagen.

Die Feuerzunge, die meine Schnurrbartenden versengt hatte, erlosch. Astaroth erzitterte, bebte, wollte sich zur Flucht wenden, konnte sich aber nicht rühren.

„Steh, Dämon, und gehorche meinem Willen!“ schrie ich dreimal auf lateinisch.

Astaroth knirschte mit den Zähnen und hob die Pranken, aber ich wankte und wich nicht.

Da hörte ich hinter mir Schüsse. Die tollwütigen Schweinemonster überfielen Jeff Parker und mich. Jeff feuerte mit seiner Pistole.

„Folge mir, Astaroth!“ schrie ich, und Jeff rief ich zu: „Los! Weg von hier! Zum Penthouse!“

Wir rannten aus dem Saal, der in meinem Bann befindliche Dämon Astaroth hinter uns her. Er schleuderte ein paar Schweinemonster wie Gummibälle zur Seite. Ich hatte das Kreuz zu der Gemme in die Tasche gesteckt und den Revolver gezogen. Ein Schweinemann holte mich ein und packte mich an der Schulter.

Ich wirbelte herum und versetzte ihm einen Tritt, daß er sich krümmte. Den nächsten schoß ich nieder, die anderen stoppten für ein paar Sekunden, und ich konnte einen geringen Vorsprung gewinnen.

Jeff Parker und Astaroth waren schon voraus. Aus dem Saal

hörte ich den Todesschrei des unglücklichen Horacio da Rocha, der von den Schweinemonstern zerfleischt wurde. Ihm konnten wir nicht mehr helfen, wir mußten an die eigene Haut denken.

Treppauf ging die wilde Jagd, die Schweinemonster hinter uns her. Alle paar Treppenabsätze blieben Jeff und ich stehen, feuerten ein paar Schüsse ab und schlugen und traten die Angreifer zurück. Sie behinderten sich gegenseitig, und das war unser Glück, sonst hätten sie uns längst zerrissen.

Von den unteren Stockwerken her hörten wir ein ohrenbetäubendes Grunzen und Quieken. Es schienen ganze Heerscharen von Schweineungeheuern im Hochhaus zu sein. Zum Glück stellte sich uns in den oberen Etagen niemand in den Weg, und so erreichten wir das Penthouse. Jeff Parker trommelte gegen die Tür, während ich mit Pistole und Revolver auf die nachdrängenden Schweinemänner feuerte. Wir hatten unsere Waffen während des Laufens nachgeladen. Astaroth fletschte sein mörderisches Gebiß mit den fingerlangen Hauern. „Ihr seid verloren“, schnaubte er. „Abwarten“, sagte ich und warf die leergeschossenen Waffen den Schweineungeheuern auf der Treppe entgegen.

Sie fielen über ihre toten und verwundeten Artgenossen her.

„Aufmachen!“ schrie Jeff Parker. „Aufmachen! Wir sind es! Jeff und Dorian!“

Endlich öffnete Sacheen, und wir flüchteten ins Penthouse. Sie schloß die Tür ab, aber schon erbebt und erzitterte sie unter dem Ansturm der Verfolger.

Sacheen und Machu Picchu stießen gellende Schreckensschreie aus, als sie Astaroths ansichtig wurden.

Ich riß Jeff Parker den Weihwasserflakon aus der Tasche und stellte mich vor Astaroth hin.

„Halte diese Schweinemonster von unserer Schwelle fern!“ schrie ich. „Oder ich schütte dir das Weihwasser über den

Kopf.“

Weihwasser war für einen Dämon genauso schrecklich, wie Napalm für einen Menschen. Es gab Dämonen, die sich mit Beschwörungen und kraft ihrer Magie gegen das Weihwasser zu schützen vermochten, aber Astaroth konnte das nicht, da ich ihn gebannt hatte. Er stieß ein so fürchterliches Gebrüll aus, daß uns fast die Trommelfelle zerplatzten und der Kalk von der Decke rieselte. Furchtbar sah der Dämon aus. Die Schweineungeheuer draußen flohen vor dem Gebrüll in die unteren Stockwerke zurück. Als Astaroth nach einer vollen Minute verstummte, war draußen nichts mehr zu hören.

Ich gab Jeff das Weihwasser und wies ihn an, den Dämon zu bedrohen. Dann nahm ich Sacheens Pistole und öffnete die Tür zum Dach, um mich davon zu überzeugen, daß sich draußen auf dem Dach keine Schweinemänner mehr herumtrieben. Einem Dämon traute ich alles zu.

Auf dem Dach war nichts, aber von der Straße unten hörte ich Stimmen und Lärm, Getrommel, Pfiffe und Schreie. Ich riskierte es, lief zum Dachrand und schaute nach unten.

Weißbemalete Macumba-Anhänger trieben Schweinemenschen ins Hochhaus. Von allen Seiten kamen sie, hetzten die Ungeheuer mit den Schweineköpfen mit Trommeln, Rasseln, Pfeifen, Hörnern und Trompeten herbei, jagten sie mit zischenden Giftschlangen, die sie hinter den Köpfen gepackt hielten oder wie Peitschen schwangen.

Ich sah auch Viviana. Ihre Stimme gellte bis zu mir hoch. Sympathisanten der Macumba leuchteten mit brennenden Fackeln. Natürlich war auch der Mob vertreten, und ich hörte das jämmerliche Quieken einiger Schweinemenschen, die ihm zum Opfer fielen, erschlagen und gesteinigt wurden.

In Rio regierte in dieser Nacht der Terror. Ich konnte nicht länger Beobachter spielen; ich mußte wieder zurück ins Penthouse und mich um Astaroth kümmern und für unsere

Flucht Sorge tragen.

Astaroth stand noch an der gleichen Stelle, von Jeff Parker mit dem Weihwasser bedroht. Sacheen und Machu Picchu hatten sich in eine Ecke zurückgezogen und beobachteten ihn entsetzt.

„Dieser Dämon wird uns alle vernichten, Dorian“, rief Machu Picchu mir voller Angst zu.

„Mich vernichtet man nicht so leicht“, antwortete ich. „Bleib ganz ruhig, Machu! Noch ist der Dämon in unserer Gewalt. Und es wäre nicht der erste, dessen schwarzes Dasein ich beende.“

Sacheen konnte nur den Kopf schütteln und unterdrückt stöhnen. Sie brachte vor Schreck kein Wort hervor.

Ich nahm Jeff Parker das Weihwasser aus der Hand.

„Hilf uns, von hier zu entkommen“, sagte ich zu Astaroth, „sonst bist du dran!“

Astaroth nickte mit seinem Eberkopf, „Dazu bedarf es einer besonderen Beschwörung“, sagte er mit tiefer, grunzender Stimme.

„Also gut. Aber keine Tricks! Sonst bekommst du das Weihwasser zu spüren.“

Der Dämon sprach die Beschwörung in einer Sprache, die ich nicht verstehen konnte. Es waren Laute, die nicht von dieser Welt stammten, zuletzt aber schrie Astaroth etwas, was mich zusammenzucken ließ.

„Oheim Olivaro, mächtiger Magus VII., Fürst der Finsternis!“

Er hatte uns also doch hereingelegt. Ich wollte ihm das Weihwasser über den Eberkopf schütten, da krachte ein Donnerschlag. Ein Blitz fuhr zwischen mich und Astaroth und ließ mich zurücktaumeln. Magus VII., den ich unter dem Namen Olivaro kennengelernt und der mich übel hereingelegt

hatte, ein mittelgroßer Mann von durchschnittlichem Aussehen. Während seine Kleidung früher nicht besonders hervorstechend hatte - er bevorzugte Anzüge im konservativen Stil - hatte er sich diesmal einen aufsehenerregenderen Aufzug ausgesucht.

Er trug einen Umhang, der außen schwarz und innen scharlachrot war. Olivaros Ohren waren spitz. Statt Fingernägel hatte er lange Krallen, und auf seinem Kopf wuchsen kleine Hörner. Auch sein Gesicht wirkte diabolischer als sonst, und er verbreitete einen starken Geruch nach Pech und Schwefel. Kurz, er hatte sein Aussehen der Rolle des Fürsten der Finsternis angeglichen und sich zu einem theatralischen Aufzug verholten.

Jeff Parker und die beiden Mädchen wichen zurück. Sie waren von nun an Randfiguren. Es ging um Olivaro und mich. Selbst Astaroth spielte nur noch eine Charginrolle, solange der Fürst der Finsternis da war.

Gegen Olivaro half mein Bann nichts mehr. Ihn konnte ich mit Weihwasser nicht beeindrucken und mit dem Kreuz und der magischen Gemme bestenfalls irritieren.

„Bei meiner schwarzen Seele, es bereitet mir eine höllische Freude, deine häßliche schnurrbärtige Fratze wiederzusehen, Dorian Hunter“, sagte Olivaro. „Mich hättest du hier nicht erwartet, was?“

„Du siehst aus und benimmst dich wie ein Schmierenkomödiant, Olivaro“, antwortete ich. „Du kannst dich kleiden und gebärden wie du willst, mehr als Falschheit und Betrug bringst du doch nicht zustande. Ein bißchen wenig für einen, der Herrscher der Schwarzen Familie sein will. Findest du nicht auch?“

Ich konnte Jeff Parker und die beiden Mädchen plötzlich nicht mehr wahrnehmen. Zwischen mir und ihnen war eine Wand erschienen. Sie hörten auch nicht, was ich mit Olivaro

redete.

Der Fürst der Finsternis und sein Neffe Astaroth grinsten mich höhnisch an.

„Reiß dein Maul ruhig noch ein wenig auf!“ sagte Olivaro, „bald wird es ohnehin vorbei sein mit dir. Ich habe alles geschickt eingefädelt. Hier in Rio hat der Endkampf begonnen.

Mein Sieg ist nicht mehr aufzuhalten.“

Er sprach sehr selbstsicher. Ich begann die Lawine von Ereignissen zu ahnen, die Olivaro in Gang gebracht hatte, um die Freimaurerloge von Rio de Janeiro und mich zu vernichten.

Aber selbst wenn ich sterben mußte oder das Schicksal eines Untoten oder noch Schlimmeres mich erwartete, Schwäche würde ich ihm gegenüber nie und nimmer zeigen.

„Du hast schon mehr eingefädelt, Olivaro“, sagte ich geringschätzig, um ihn zu reizen, „und meist bist du dabei auf den Bauch gefallen.“

„So siehst du es also“, antwortete er gelassen. „Ich sehe es anders. Und ich bin der Herrscher der Schwarzen Familie und habe Coco Zamis errungen, die einmal deine Geliebte gewesen war. Deine Coco hat ihre Qualitäten, Dämonenkiller. Sie ist eine richtige Hexe und ein Weib, das es wert ist, eine Fürstin der Finsternis zu sein. Was hat einer wie du ihr schon viel bieten können?“

„Ich war vielleicht nicht viel, an Macht und Geld gerechnet, aber wenigstens nicht feige und heimtückisch.“

„Laß mich ihn zerreißen, Oheim!“ schnaubte Astaroth.

Olivaro winkte ab. „Schweig, Knabe!“

Ich sah eine gute Chance und warf den Weihwasserflakon. Olivaro machte eine schnelle Handbewegung. Der Flakon änderte in der Luft die Richtung. Astaroth hatte zwei Schritte auf mich zugemacht, Olivaro wohl die Handbewegung in der

Schnelligkeit nicht genau abgezirkelt. Jedenfalls traf der Flakon Astaroth und zerschellte. Das Weihwasser ätzte ihn, ehe er etwas dagegen tun konnte.

Der Dämon mit dem ungefügen Körper und dem Eberkopf brüllte schauerlich, krümmte sich und schlug auf die Körperstellen, die mit dem Weihwasser in Berührung gekommen waren. Große weiße Blasen erschienen auf seiner Haut.

Olivaro murmelte etwas. Astaroths Gebrüll verstummte. Ich sah nichts mehr von ihm. Olivaro hatte auch ihn bei unserem Gespräch ausgeklammert.

„Er soll sehen, wie er damit fertig wird“, sagte er. „Der Neffe ist recht brauchbar, nur noch zu ungeschliffen, hitzköpfig und ungeschickt. Aber das wird sich geben.“ Er wandte sich wieder an mich. „Meine Macht in der Schwarzen Familie ist gefestigt“, erklärte er. „Die anfänglichen Schwierigkeiten sind überwunden. Viele Dämonenfamilien haben sich mit mir verbündet. Unter meiner Führung wird die Schwarze Familie den Siegeszug über die Erde antreten. Ich werde als Magus der Große in die Dämonengeschichte eingehen. Die Vorfälle von Rio und London, wo ich Teufelsmessen und einen Satanskult inszenierte, waren nur ein bescheidener Anfang. Jetzt kommen große Dinge. Sie werfen schon ihre Schatten voraus.“

Ich tastete nach dem Kreuz in der Jackentasche, um Olivaro wenigstens etwas entgegensetzen zu können.

„Das Kreuz hilft dir auch nichts mehr, Dorian Hunter“, rief Olivaro. „Ich habe meine Netze zu fein gesponnen, zu fein und unzerreißbar. Deine frühere Gefährtin Coco Zamis läßt dich übrigens grüßen. Sie denkt noch manchmal an dich und fragt sich, was sie jemals an dir gefunden hat. Stirb wohl, Dämonenkiller!“

Die Barrieren, die mich von Jeff Parker, Sacheen und Machu Picchu und dem Dämon Astaroth trennten, verschwanden.

Hohnlachend entschwand Magus VII. mit seinem dämonischen Neffen Astaroth. Schwefelgestank blieb zurück.

Olivaro überließ uns einem schrecklichen Ende.

„Was hat das zu bedeuten, Dorian?“ fragte Machu Picchu.

Sacheen bestürmte mich mit Fragen, einzig Jeff Parker, der eine Menge wußte und sich den Rest zusammenreimen konnte, schwieg.

Ich war verstört und deprimiert, denn mit der Erwähnung Cocos hatte Olivaro eine noch ziemlich frische Wunde grausam wieder aufgerissen. Aber so war er, der Fürst der Finsternis, falsch und grausam, ein echter Dämon.

Man hämmerte wieder an die Penthousetür. Grunzen und Quieken war zu hören. Die Schweinemonster griffen an. Die Gefahr wirkte wie ein Stimulans auf mich. Ich vergaß die trüben Gedanken. Trübsal blasen konnte ich später, jetzt galt es erst einmal, mein Leben und das meiner Freunde zu retten.

Ich ließ mir Sacheens Pistole geben und montierte von einem Tisch das stählerne Bein ab, um damit zuschlagen zu können. Jeff Parker bewaffnete sich gleichfalls mit einem Tischbein und einem langen Messer aus der Küche. Für Machu Picchu blieb nur ein Besenstiel übrig, für Sacheen der schwere Deckel eines Schnellkochtopfes.

Krachend fiel die Tür auf, und wir wichen auf die Treppe zum Obergeschoß zurück. Dieser Zugang ließ sich leichter verteidigen. Ein unbeschreiblicher Lärm hallte durchs Penthouse. Schweinemonster stürmten auf uns los.

Ich erkannte Vicente Neiva an seinem Anzug. Eine Kapuze trug er jetzt nicht mehr. Ich zögerte einen Augenblick, und schon stand er vor mir. Das war nicht mehr der Großmeister der Loge der okkultistischen Freimaurer, der edel und fortschrittlich denkende Mann, das war ein blutrünstiges

Ungeheuer mit fletschenden Zähnen.

Die Pistole in meiner Hand krachte, zu Tode getroffen fiel Neiva in die nachdrängende Meute der Schweinemonster.

Ich schoß gezielt, denn wir hatten nur noch drei Magazine für die .39er Automatik.

Obwohl die Schweinemonster sich gegenseitig bekämpften und ihre sterbenden Artgenossen zerfleischten, rückten sie dennoch gegen uns vor. Unbeschreibliche Szenen spielten sich ab. Ich hatte in meinen verschiedenen Leben schon allerhand gesehen, aber das viehische, blutige Geschehen im Penthouse war unübertroffen.

Die Schweinemonster drängten die Treppe hoch. Jeff und ich schlugen mit den Tischbeinen zu. Die Angreifer ließen sich von den fürchterlichen Hieben nicht abhalten.

Sacheen und Machu Picchu waren auf den Treppenabsatz zurückgewichen. Sacheen raste nun los und holte zwei Haarspraydosen. Sie warf mir eine zu.

„Nimm die Dose als Flammenwerfer, Dorian!“

Ich begriff. Das Haarspray war leicht entzündlich. Mit etwas Glück mochte es gelingen. Aber einer der Schweinemänner hatte mir die Jacke zerfetzt. Mein Feuerzeug und die beiden gnostischen Gemmen waren weg.

Jeff fing die zweite Haarspraydose auf. Die Schweinemonster, die uns eine Verschnaufpause gegönnt hatten, stürmten nun um so wütender wieder auf uns zu.

Jeff drückte den Sprayknopf und hielt das Feuerzeug an die aus dem Zerstäuber zischende Flüssigkeit. Eine fast vierzig Zentimeter lange Flammenzunge loderte hoch. Ich drückte den Knopf meiner Spraydose, Jeff hielt seinen Flammenstrahl an die herauszischende Flüssigkeit.

Als die Schweinemonster uns zu Leibe rückten, versengten wir sie. Aufquiekend taumelten sie zurück. Sie versuchten es

wieder und wurden von uns abermals mit den Miniaturflammenwerfern zurückgetrieben.

Die Ungeheuer fürchteten das Feuer. Sie flohen zwar nicht davor, aber es machte sie ängstlich und nervös. Sie quiekten auf, wenn die fauchenden Flammen sie berührten. Wir trieben sie von der Treppe und rannten die Stufen hinauf. Fürs erste blieben die Schweinemenschen unten, bekämpften und zerfleischten sich gegenseitig. Ich sah einen bulligen Schweinemann einem Schweinemädchen mit ausgezeichnete Figur im Kampf die Kleider vom Leib reißen. Aber er hatte keinerlei sexuelle Absichten; er wollte nur ihr Blut und ihr Fleisch.

„Wir müssen raus aus dem Penthouse!“ schrie Jeff Parker. „Es sind Hunderte von Schweinemonster im Haus. Die Macumba treiben immer mehr herein, und alle werden auf uns gehetzt. Die Macumba werden sich auch noch andere Sachen einfallen lassen, um uns zu erledigen.“

Er hatte recht, denn hinter der Macumba-Hexe Viviana, ihrem Priester und ihren Anhängern, selbst hinter dem Dämon Astaroth, der sich kurz zuvor noch in frechem Selbstvertrauen bis in die Loge der okkultistischen Freimaurer vorgewagt hatte, stand Olivaro, mein Todfeind.

„Seht nach, ob man von einem der Fenster im Obergeschoß den Blitzableiter erreichen kann!“ schrie ich den beiden Mädchen zu. „So können wir vielleicht aufs Dach gelangen, wo die Schweinemonster nicht an uns heran können.“

Sacheen eilte davon und zog Machu Picchu mit sich. Machu Picchu hatte nichts verstanden, doch sicher konnte Sacheen ihr zeigen, worauf es ankam.

Die Schweinemonster tobten immer toller, und immer mehr drängten ins Penthouse.

Ich schnupperte, denn ich hatte einen neuen Geruch wahrgenommen.

„Riechst du es auch, Jeff? Rauch.“

„Tatsächlich. Was hat das zu bedeuten?“

„Vielleicht haben die Macumba das Hochhaus in Brand gesteckt, um uns mitsamt den Schweinemonstern in dem Feuer umkommen zu lassen.“

Unsere Flammenwerfer hatten wir längst außer Betrieb gesetzt. Ich warf jetzt beide Haarspraydosen auf die Treppe und schoß mit der Pistole darauf. Ich traf mit drei Kugeln zweimal, aber die Dinger taten mir nicht den Gefallen, zu explodieren.

Die Schweineungeheuer drängten nun wieder die Treppe empor. Jeff und ich hatten alle Hände voll damit zu tun, sie zurückzuschlagen. Gewiß, sie waren unglückliche Opfer dämonischer Magie, aber darauf konnten wir jetzt keine Rücksicht nehmen. Es waren Tiere, die uns tollwütig angriffen, keine Menschen mehr, und wenn wir ihnen nicht unbarmherzig die Schädel einschlugen oder sie übel zurichteten, zerfleischten sie uns.

Einige Momente hielten die Angreifer inne. Wir konnten etwas Luft holen. Mein Arm schmerzte vom Zuschlagen. Am Bein hatte ich eine stark blutende Schramme. Ich konnte nur hoffen, daß das Blut die Giftkeime vom Biß des Schweinemanns aus der Wunde schwemmte.

Dann mußte ich daran denken, daß die Macumba-Hexe auch mir einen Becher mit einem Getränk angeboten hatte. Hätte ich getrunken, wäre sicher auch ich zum Schweinemann geworden.

„Wir haben den Blitzableiter entdeckt!“ rief Sacheen. „Es ist eine halsbrecherische Partie, aber man kann aufs Penthousedach gelangen.“

„Aus welchem Raum?“ fragte Jeff.

„Aus dem großen Aufenthaltsraum hinten links.“

„Los! Nichts wie hin!“

Die Schweinemonster griffen wieder an. Jeff und ich rannten die Treppe weiter hoch und durch den kurzen Flur zum Aufenthaltsraum. Das Penthouse lag an der Südostfront des Hochhauses. Durch die Panoramafenster des Aufenthaltsraumes hatte man einen herrlichen Ausblick über Rio de Janeiro; aber danach stand uns der Sinn jetzt nicht.

Ich warf die Tür hinter mir zu und schloß ab. Die katzengewandte Machu Picchu hing bereits am Blitzableiter und hangelte sich aufs Dach hoch. Der Blitzableiter befand sich an der Rückseite des Penthouses.

Schon hämmerten die Schweinemonster gegen die Tür. Sacheen sollte als nächste aufs Dach klettern, aber nach einem Blick in die Tiefe hatte sie Angst.

„Ich - kann nicht“, stöhnte sie kreidebleich. „Ich bin nicht schwindelfrei.“

„Verdammt noch mal! Dann steig du zuerst hoch, Jeff!“

Jeff kletterte aus dem kleinen Fenster neben dem großen Panoramafenster, das über Eck verlief. Ich sah seine Knie schlottern, als der Höhenwind ihm durchs dünne Jackett pfiff. Aber er schaffte es, wenn er auch bestimmt tropfnaß geschwitzt war, als er siebzig Sekunden später oben auf dem Dach lag.

„Jetzt du!“ sagte ich zu Sacheen. „Jeff hält dir von oben die Hand entgegen, du brauchst nur auf das Fensterbrett zu steigen und dich am Blitzableiter festzuhalten.“

„Das kann ich nicht. Ich werde abstürzen.“

„Den Teufel wirst du! Du mußt! Oder willst du hierbleiben und dich von den Schweineungeheuern zerfleischen lassen?“

Schon erzitterte die Tür unter den Schlägen der Verfolger. Ich feuerte ein Magazin durch die Tür. Die Schweinemonster fielen über die Getroffenen her. Wir hatten eine kurze Galgenfrist.

Ich schob Sacheen zum Fenster. Kühle Nachtluft wehte

herein. Das Lichtermeer von Rio lag malerisch unter uns. Von der Straße hallte Lärm herauf.

Sacheen setzte sich aufs Fensterbrett. Ihre Glieder zitterten unkontrolliert. Sie litt an Höhenangst. Beugend zog sie sich am Blitzableiter hoch. Jeff Parker streckte ihr die Rechte entgegen.

Sacheens Hand löste sich zitternd wie ein flatternder Vogel vom Blitzableiter. Wider Willen mußte sie hinabblicken in die gähnende Tiefe, wo Fackeln und Lichter die Straße erleuchteten. Alles drehte sich vor Sacheens Augen. Ihr Körper kam ihr plötzlich so schwer wie ein Klumpen Blei vor.

Jeff Parker konnte gerade noch ihre Hand packen. Sie klammerte sich wie eine Ertrinkende an ihn. Machu Picchu half ihm, Sacheen aufs Dach zu ziehen. Sacheen übergab sich und rollte zur Seite. In den nächsten Minuten war sie völlig unfähig, etwas zu unternehmen.

Ich stieg aus dem Fenster. Es war auch höchste Zeit, denn die Tür flog auf. Die Schweinemonster drängten ins Zimmer. Mir wurde mulmig, als ich an den Abgrund unter mir dachte. Zwanzig Stockwerke und das Penthouse, das waren gut siebzig Meter. Wenn ich abstürzte, blieb kein Knochen von mir heil.

Ich zog mich am Blitzableiter hoch und wollte gerade nach der Dachkante fassen, da streckten zwei Schweinemonster die Köpfe aus dem Fenster und packten mich an den Beinen. Meine Lage war verzweifelt.

Die Schweinemänner zogen und zerrten an mir. Ich strampelte mit den Beinen und konnte das rechte losreißen und damit dem Schweinemann, der es gehalten hatte, unter die Schnauze treten. Er taumelte zurück. Der andere Schweinemann schlug seine Zähne in meinen Schuh. Ich riß den linken Fuß aus dem Schuh, und riß mich ruckhaft hoch. Gerade noch konnte ich aufs Dach gelangen, dann stand schon der erste Schweinemann auf dem Fensterbrett.

Jeff Parker ließ ihn am Blitzableiter hochklettern. Er wartete,

bis das Schweinemonster mit den Händen die Dachkante packte, dann nahm er das Messer, das er bei der Kletterpartie im Gürtel getragen hatte, und stach damit zu.

Blut spritzte. Der Schweinemann ließ los und stürzte in die Tiefe. Seine quiekenden Schreie hallten furchtbar durch die Nacht, bis sie nach dem Aufprall jäh abbrachen. Rufe gellten herauf. Offenbar hatte man unten gemerkt, daß hier auf dem Dach etwas vorging.

Wir waren vor den Schweinemonstern in Sicherheit, aber das half uns nicht viel, denn das ganze Hochhaus brannte.

Die Macumba hatten Hunderte von Schweinemenschen ins Hochhaus getrieben, Benzinkanister ausgeleert und die drei unteren Stockwerke in Brand gesteckt, nachdem sie sack- und körbeweise Gift-Schlangen ausgesetzt hatten. Die Giftschlangen flohen vor dem Feuer, das rasch um sich griff und sich auf immer neue Stockwerke ausbreitete, nach oben. Es war ein höllisches Inferno: Feuer, Schlangen und Ungeheuer. Der Mob auf der Straße brüllte. Die Macumba trommelten und tanzten, Feuerschein rötete den Himmel.

Unerkannt, da in unauffälliger menschlicher Gestalt, tauchten Olivaro und Astaroth in der Menge auf und genossen mit dämonischer Freude ihr Werk.

Vivianas Stimme erklang wie eine Fanfare. „Heute ist die Nacht der Vergeltung, Brüder und Schwestern. Das Fleisch der reichen Schweine brät in dem brennenden Hochhaus. Seht das flammende Fanal des Umsturzes!“

Das Feuer erreichte den zehnten, zwölften und fünfzehnten Stock. Vom Ozean aus war der Brand aus hundert Kilometern Entfernung zu sehen. Aus den Vorstädten kamen Neugierige angefahren. Bald waren die Straßen völlig verstopft. Die Feuerwehr kam nicht mehr durch. Die wildesten Gerüchte schwirrten herum.

Die drei Feuerwehreinheiten, die bis zum Hochhaus gelangt waren, wurden von Macumba-Anhängern und vom Mob mit Gewalt und Morddrohungen daran gehindert, mit den Löscharbeiten zu beginnen. Sie hätten ohnehin nicht viel tun können. Aus den Fenstern des Hochhauses schlug die rote Lohe. Dicke Stahlträger verbogen sich in der mörderischen Hitze, und zentnerschwere Betonbrocken platzten vom Stahl- und Eisenskelett des Hochhauses. Wer glaubte, ein Hochhaus bestünde größtenteils aus Eisen und Beton und könnte kaum brennen, sah sich getäuscht. Es gab genug Dielen, Möbel, Balken und sonstiges brennbares Material, um das Hochhaus völlig ausräuchern zu lassen.

Auch die Polizei kam nicht durch. Einsatzkommandos prügeln sich mit Knüppeln und setzten Tränengas ein, mußten aber angesichts der tobenden, sie beschimpfenden und mit Steinen bewerfenden Menge resignieren. Erst als herabstürzende Brocken ein paar Menschen erschlagen hatten, wurde der Ring um das brennende Hochhaus weiter.

Das Feuer erreichte nun die obersten Stockwerke. Furchtbare Schreie und Quieklaute gellten durch die Nacht und wurden von den Macumba-Leuten und dem Mob mit Beifall quittiert.

Entwurzelte, die es in jeder Großstadt gab, und die an Katastrophen eine böse Freude hatten, tanzten auf der Straße und entzündeten kleine Feuerchen. Sie sangen im Kehrreim: „Freimaurerhaus ist abgebrannt, Freimaurerloge ausgebrannt, Freimaurer gleich mitverbrannt.“

Dann folgte ein dumpfer Aufschrei: „Macumba, Macumba, Macumba!“ Hubschrauber kreisten plötzlich über dem Kampfschauplatz. Vom nächsten Militärflugplatz waren ein Dutzend Hubschrauber angefordert worden, mit schweren Maschinengewehren und Luft-Luft, und Luft-Boden-Raketen bestückt. Die gepanzerten Sikorsky-Kampfhubschrauber - der gleiche Typ, der von den Amerikanern auch im Vietnamkrieg eingesetzt worden war - sollten auf Geheiß der Regierung

Ordnung schaffen und die Ursache des Aufruhrs beseitigen.

Als die Hubschrauber herandröhnten, begannen wir wieder zu hoffen. Schon war die Hitze auf dem Penthousedach fast unerträglich geworden. Der Rauch benebelte unsere Sinne. Auf dem Dach des Hochhauses, wenige Meter tiefer, spielten sich unbeschreibliche Szenen ab. Schweinemonster bekämpften sich gegenseitig, und zwischen ihnen wimmelte es von zischenden Giftschlangen. Dutzende der Ungeheuer mit den Schweineköpfen stürzten in die Tiefe. Es war, als seien wir in die Hölle selbst versetzt worden. Nur Dämonen hatten sich so etwas ausdenken können.

Wir winkten den Hubschraubern zu, glaubten, sie würden uns retten. Da eröffnete der erste das Feuer auf die auf dem Hochhausdach zusammengedrängten Schweinemonster. Die schweren MGs mähten eine ganze Reihe von Schweinemenschen um.

Ich riß Machu Picchu von den Füßen. Jeff Parker und Sacheen lagen schon flach auf dem Boden. Leuchtschurmunition fetzte über uns hinweg. Flammenschein beleuchtete das grauenhafte Bild. Rauchschwaden trieben vorüber.

Die Kampfhubschrauber näherten sich langsam. Ihr Dröhnen wurde immer lauter, und dann raste ein Feuersturm über das Hochhausdach, jagten Raketen ins brennende Hochhaus hinein.

Mir flogen Dreck- und Betonsplitter um die Ohren. Das Rattern der Maschinengewehre, das Fauchen der Raketen und das dumpfe Krachen der Explosionen war ohrenbetäubend. Ich schloß mit dem Leben ab.

Ich gestehe es frei, ich hatte Angst in diesen endlos langen Sekunden, entsetzliche, furchtbare Angst. Das Dröhnen wurde immer lauter und dann allmählich wieder leiser. Ich merkte, daß ich noch lebte, und wagte den Kopf zu heben.

„Jeff? Sacheen, Machu Picchu?“

Sie hoben die Köpfe, schauten mich an, und in Jeffs und Sacheens Augen las ich das Erstaunen darüber, daß sie noch am Leben waren. Einzig Machu Picchu wirkte heiter und gelassen.

„Sind das auch Dämonen?“ fragte sie und deutete auf die Hubschrauber, die gerade begannen, sich zu einem neuen Anflug zu formieren.

„Nein“, sagte ich und spuckte Betonstaub aus. Eine Reihe von Einschlägen führte gerade eine Handbreit an mir vorbei, und ich zitterte noch einmal nachträglich. „Das sind Hubschrauber. Ich habe dir einmal in einer Illustrierten ein Bild von so einem Hubschrauber gezeigt, Machu. Sie werden von Piloten gesteuert und sind mit Bordwaffen ausgerüstet.“

„Bein nächsten Anflug werden sie uns den Garaus machen“, sagte Jeff Parker düster. „Weshalb schießen sie hier alles zusammen? Ob da die Dämonen die Hände im Spiel haben?“

„Vielleicht haben die Regierung und die Militärs auch von den Ungeheuern hier im Hochhaus gehört und wollen die Sache aus der Welt schaffen“, sagte ich. „Nach bewährter südamerikanischer Manier. Sie glauben wahrscheinlich, alle Lebewesen hier im Haus sind entartete Bestien. Oder sie wollen keine Zeugen haben, die zu viel wissen.“

„Es ist nun egal“, sagte Jeff, als die Kampfhubschrauber wieder anfliegen, „weshalb wir erschossen werden, Der Endeffekt ist der gleiche.“

Auf dem Hochhausdach hatten die Bordwaffen der Hubschrauber klaffende Lücken unter den Schweinemonstern gerissen, aber sie wurden schnell geschlossen, denn immer neue Ungeheuer quollen aufs Dach. Wir sahen den dröhnenden Hubschraubern entgegen. Wir konnten nichts tun; gar nichts; nur auf den Tod warten.

„Sind Menschen in diesen Flugmaschinen?“ fragte Machu

Picchu.

Sie schien den Ernst der Lage nicht erfaßt zu haben.

„Ja“, sagte ich und erhob mich, denn ich wollte im Stehen sterben, auf den Füßen und aufrecht, wie ich gelebt hatte.

Jeff Parker und Sacheen, die leise vor sich hinschluchzte, folgten meinem Beispiel. Das Dröhnen schwoll an, übertönte nun schon fast das Schreien der Monster auf dem Dach und das Prasseln des Feuers. Mir war schwindlig vom Rauch.

Die Hubschrauber eröffneten wieder das Feuer, aber zu meinem Erstaunen zielten sie viel zu hoch und fetzten die MG-Garben und Bordraketen in den Nachthimmel. Sie korrigierten die Feuereinstellung nicht, sie schossen aus allen Rohren zentnerweise Munition in die Luft. Und dann scherte einer der Kampfhubschrauber aus der Formation aus, näherte sich uns und machte Anstalten, auf dem Dach des Penthouses zu landen. Schon spürten wir den Luftzug der kreischenden Rotorenblätter.

Machu Picchu stand mit ausgebreiteten Armen da und schaute zu dem Hubschrauberpiloten in der Sichtkanzel auf. Jetzt begriff ich. Die Traumprinzessin täuschte die Hubschrauberflottille auf magische Weise. Sie hatte sogar den Piloten eines Helikopters in ihren Bann geschlagen, um uns zu retten.

Als gerade Hoffnung in mir aufloderte, ratterte die MG-Garbe. Ich wußte nicht, ob der Pilot sich für einen Augenblick aus Machu Picchus Bann hatte lösen können. Jedenfalls raste eine ganze Garbe 15-mm-Munition in Machu Picchus zarten Körper. Die Geschosse flogen durch sie hindurch wie durch einen Nebelstreif, hinterließen keine Wunde und keine Spur an ihr. Machu Picchu war eine Traumprinzessin, die realistische Traumfigur der dem Fluß und dem Meer überantworteten Machu Picchu. Einen Traum aber kann man mit Waffen nicht töten. Und so endete der Traum ihres Lebens diesmal noch

nicht.

Der Hubschrauberpilot setzte auf dem Dach auf. Wir konnten in die Kabine einsteigen, und der Copilot kam aus dem Cockpit und fragte uns wie selbstverständlich, wohin wir wollten. Nach kurzer Beratung mit Jeff Parker entschied ich mich für einen beliebigen Landeplatz vor Niteroi, der Nachbarstadt Rios auf der anderen Seite der Guanabarabucht.

Unbehelligt flogen wir davon. Das Inferno blieb hinter uns zurück. Machu Picchu hatte uns gerettet.

Trotzdem war ich sehr niedergeschlagen, denn es war mir klar, daß diese Rettung nur Machu Picchu und einem großen, unverdienten Glück zu verdanken war, keinesfalls aber meiner Tüchtigkeit und Umsicht. Nicht nur ich, das Gute überhaupt hatte eine furchtbare Niederlage erlitten, denn in Rio triumphierten die Macumba und die Dämonen, hatte das Böse gesiegt.

Die okkultistischen Freimaurer waren vernichtet. Um ein Haar hätten Olivaro und Astaroth ihr Ziel voll und ganz erreicht und auch mich erledigt. Nur Machu Picchus geheimnisvolle Kräfte hatten uns gerettet.

„In Brasilien haben wir nichts mehr verloren“, sagte Jeff Parker.

„Hier gibt es für uns vorerst nichts zu gewinnen. Hier, dieses Telegramm, Dorian, habe ich dir unterschlagen. Ich erhielt es schon in Manaus.“

Er zog ein zerknittertes Telegramm aus seiner Brusttasche. Ich las. Er hatte es mir nicht vorher gegeben, weil ich sonst sofort nach England zurückgekehrt wäre.

- coco und olivaro satansmesse abgehalten - lilian wurde dafür mißbraucht - lilian hat rückfall erlitten -london erlebt boom des satanskults -schnelle rückkehr erforderlich -marvin cohen So lautete der Text des Telegramms.

Lilian war meine Frau, die sich in einer Nervenheilstätte befand. Der schwerste Schlag aber war, daß es für mich jetzt keinen Zweifel gab, daß Coco mich verraten hatte. Daß ich sie verloren hatte, damit hätte ich mich abfinden können. Unser Verhältnis war nie eitel Sonnenschein gewesen. Aber daß sie sich gegen mich wandte, sich der Schwarzen Magie verschrieb und Olivaros Ziele förderte, das traf mich wie ein Hammer.

„Coco Zamis“, sagte ich bitter, „unsere Liebe ist tot. Von nun an gibt es nur noch Feindschaft und Haß zwischen uns. Das sollst du nicht umsonst getan haben.“

Zu meinem Erstaunen verteidigte Machu Picchu Coco.

„Du irrst, Dorian“, sagte sie. „Coco liebt dich nach wie vor, und wenn du sie auch liebst, mußt du an sie glauben. Vertraue mir! Coco spricht durch mich zu dir.“

Während ich sie anstarrte und nun völlig verwirrt war, sagte Jeff Parker: „Was in Rio auch geschehen ist, auf jeden Fall wirst du in Zukunft auf die Unterstützung der okkultistischen Freimaurer rechnen können, Dorian. Vicente Neiva hat mir das Geheimnis der Freimaurerloge von Rio und der okkultistischen Freimaurer überhaupt anvertraut, als ich am Nachmittag bei ihm war. Wir sprachen miteinander, nachdem ich seine Aufzeichnungen gelesen hatte. Worum es sich bei diesem Geheimnis handelt, kann und darf ich dir als Außenstehendem nicht verraten, aber es kann dir fortan von großem Nutzen sein.“

Ich fragte nichts und schwieg, in brütende Gedanken versunken. Als der Hubschrauber zur Landung ansetzte, schaute ich durch die seitliche Sichtluke noch einmal über die Guanabarábucht hinüber nach Rio. Ich sah das brennende Hochhaus, das jetzt einer lodernden Fackel glich. Von den Schweinemenschen konnte keiner mehr am Leben sein.

Wenig später landeten wir und machten uns auf den Weg zur Stadt. Ohne Schwierigkeiten erreichten wir sie. Ich rechnete

auch beim Abflug nach London nicht mit Komplikationen, wenn wir es einigermaßen geschickt anstellten. Ohne Barmittel waren wir nicht. Jeff Parker hatte seine Brieftasche mit Scheckheft und Papieren gerettet. Er war Multimillionär und seine finanziellen Mittel würden uns schon weiterhelfen und uns den Weg ebnen.

Ich hatte eine Schlappe erlitten, aber der Kampf ging weiter-bis aufs Messer.

ENDE